

DER FELS

Papst Benedikt XVI.:

Die Priorität der Stunde:
Die Menschen zu Gott führen

131

Domkapitular Prälat Dr. Bertram Meier:

Sündenvergebung – ein Geschenk des
aufgestandenen Herrn

138

P. Axel Maußen FSSP:

In Treue zum Papst –
die Priesterbruderschaft St. Petrus

150

Katholisches Wort in die Zeit

40. Jahr Mai 2009



Liebe Leser,

Der österliche, auferstandene Christus hat die Fragen, die jeden nachdenklichen Menschen bewegen, beantwortet: Wozu bin ich auf der Welt, welchen Sinn hat mein Leben, warum gibt es Leiden und Krankheit, was kommt nach dem Tod? Jetzt gehen wir, wie Maria inmitten der Apostel, auf Pfingsten zu. Kann uns die Gottesmutter auf diesem Weg ein Leitstern sein?

Als in den 70er Jahren viele Männer vor den aggressiv-feministischen Parolen Selbstvertrauen und Selbstsicherheit verloren und sich in Fitnessclubs und andere Freizeiteinrichtungen, in Kneipen, später zum Computer hin, verabschiedeten, sprach man von der „vaterlosen Gesellschaft“. Heute werden wieder Weichen falsch gestellt. Wir gehen in eine „mutterlose Gesellschaft“ hinein. Die ursprüngliche Frauenbewegung hatte berechtigte Forderungen, z.B. nach politischer Gleichberechtigung oder zum Zugang in alle Bildungseinrichtungen. Der Feminismus der 60er Jahre wollte aber Emanzipation, verstanden als Befreiung von den vorgeblichen Zwängen von Küche, Kinder, Kirche. „Dienen“ war verpönt. Das eigentliche Ziel war die völlige Einebnung der Geschlechterunterschiede. Die Genderbewegung nahm dort ihren Ausgang. Die Revolution ist weithin gelungen. Das Resultat steht vor unseren Augen: Extrem niedrige Geburtenziffern in einem Volk, das vor sich hin stirbt. Die Befreiung von Kirche hat nicht nur die leeren Kirchenbänke vermehrt, sondern zur Gottvergessenheit insgesamt geführt. Die Folgen sind, wie Papst Benedikt XVI. in seiner Botschaft zum XXIV. Weltjugendtag ausführte: „Orientierungslosigkeit die unsere Gesellschaft kennzeichnet, Vereinsamung, Gewalt, Unzufriedenheit und Vertrauensverlust bis hin zur Verzweiflung.“ Der Blick in die Tageszeitung bringt dafür eine Fülle von Beispielen. Auch die Einebnung der Geschlechterunterschiede ist weit fortgeschritten. Frauen üben alle Berufe und

Tätigkeiten aus, vom Dienst mit der Waffe als Soldatin bis zur boxenden Kampfsportlerin. Auf der Strecke bleiben Anmut, Mütterlichkeit und das Empfinden für die gegenseitige Ergänzung von Mann und Frau. Unsere Gesellschaft steckt in einer Sackgasse. Osterfreude leuchtet darin kaum auf. Politiker in Verantwortung haben nicht mehr den Mut, an moralische Energien zu appellieren und zu einer großen Kraftanstrengung aufzurufen. Das ist deutlich geworden am wütenden Aufschrei gegen Papst Benedikt XVI. als er eheliche Treue und Enthaltsamkeit zur Überwindung von AIDS anmahnte. Was ist zu tun?

„Paulus hat“ wie Papst Benedikt am 20. Februar 2009 in einer Predigt dargelegt „den Mut uns einen scheinbaren Widerspruch vorzuschlagen: Dienet einander in Liebe! Das heißt, Freiheit verwirklicht sich paradoxerweise im Dienen. Wir werden frei, wenn wir uns in gegenseitige Diener verwandeln.“ Es gibt niemand, der uns das großartige vorgelebt hat, als die Gottesmutter Maria. An ihr sehen wir auch die Eigenschaften, die in unserer Gesellschaft so rar geworden sind: Maria ist die Frau des Zu- und Hinhörens, so beim Engel, der ihr ihre Aufgabe verkündet, bei den Hirten in Bethlehem oder bei Simeon im Tempel. Sie verkörpert die vorausschauende tätige Sorge, z.B. auf der Hochzeit in Kana. Sie bewahrt noch unter dem Kreuz ein unerschütterliches Gottvertrauen. Sie steht in der Hoffnung bis zum Kommen des Heiligen Geistes an Pfingsten. So ist sie auch unsere sichere Wegweiserin auf dem Lebensweg.

INHALT

Papst Benedikt XVI.:

Die Priorität der Stunde:
Die Menschen zu Gott führen 131

Papst Benedikt XVI.:

„Gegen alle Hoffnung hoffen“ 133

Gerhard Hermes:

Das Gnadenbild von Guadalupe/Mexiko – ein fortdauerndes Wunder 135

Domkapitular Prälat Dr. Bertram Meier:

Sündenvergebung – ein Geschenk des auferstandenen Herrn..... 138

Martine Liminski:

Keine Erfahrung wird je vergessen 141

Interview mit Bernd Posselt MdEP:

„Wir müssen um Europa kämpfen!“ 145

Interview mit Martin Kastler

„Europa ist uns näher als wir denken.“ 148

P. Axel Maußen FSSP:

In Treue zum Papst –
die Priesterbruderschaft St. Petrus 150

Interview mit Prof. Michael F. Feldkamp:

Erinnerung – aber an die historische
Wahrheit 152

Auf dem Prüfstand 156

Zeit im Spektrum..... 157

Bücher 158

Veranstaltungen 159

Impressum „Der Fels“ Mai 2009 Seite 159
Redaktionsschluss ist jew. der 5. des Vormonats

Titelbild: Madonna im Rosenhag

Stefan Lochner, Wallraf-Richartz-Museum, Köln, Maria Königin des Himmels, Pattloch Verlag, S. 144

Fotos: 131 Archiv; 134 L'osservatore Romano, Nr. 13, 27.3.09, S. 9 und 12; 135 Archiv; 136 www.heiligenlexikon.de Juan Diego; 138, 139 B. Meier; 140 Archiv; 142, 143 Liminski; 145 B. Posselt; 146 www.wikipedia.de; 148, M. Kastler; 149 Photo Europäisches Parlament; 150 Petrusbruderschaft; 152 St. Ulrich Verlag Augsburg;

Quelle S. 160: Augustin Niedermeier „Joseph Naber – der Pfarrer der Konnersreuther Resl“.
Verlag Schnell und Steiner, Regensburg 2001



Mit den
besten Wünschen
aus Kaufering
Ihr Hubert Gindert

Die Priorität der Stunde: Die Menschen zu Gott führen

Aus dem Brief von Papst Benedikt XVI. an die Bischöfe der Weltkirche

Die Aufhebung der Exkommunikation der vier Bischöfe der Priesterbruderschaft St. Pius X war eine „Geste der Barmherzigkeit“. Sie wurde durch den Fall des Bischofs Williamson, der den Holocaust an den Juden infrage gestellt hatte, in den Hintergrund gedrängt. Obwohl Benedikt XVI. die Aussage Willamsons nicht kannte und beide Vorgänge auseinanderzuhalten sind, wurde er von innerhalb und außerhalb der Kirche in einem bisher nicht bekannten Ausmaß angegriffen. Dem Papst wurde eine „Absage an die christlich-jüdische Versöhnung“ unterstellt und er wurde beschuldigt, dass er hinter das Zweite Vatikanische Konzil zurück wolle. Im päpstlichen Schreiben an die Bischöfe vom 10. März 2009 will Benedikt XVI. noch einmal den Grund der Aufhebung der Exkommunikation klar legen, Missverständnisse ausräumen und so „zum Frieden in der Kirche beitragen“. Die Missverständnisse,

z.B. die Nichtunterscheidung von Exkommunikation und Rehabilitierung, die kirchenrechtlichen Folgen der Aufhebung einer Exkommunikation und auch die Haltung des Papstes zur Leugnung des Holocaust sind inzwischen ausführlich diskutiert worden. Auf sie braucht nicht mehr eingegangen zu werden. Was aber in der Auseinandersetzung zu wenig gewürdigt wurde, ist, warum der Papst bis an die Grenze des Möglichen ging, um eine von der Kirche abgespaltene Gemeinschaft, die 491 Priester, 215 Seminaristen, 6 Seminare, 88 Schulen, 2 Universitätsinstitute umfasst, wieder in die Kirche zurückzuführen. Der Papst kennt als Realist die Schwächen mancher Vertreter der Pius-Bruderschaft und er nennt sie mit Namen: „Hochmut, Besserwisseri, Fixierung auf

Einseitigkeiten“. Benedikt XVI. weist aber auch auf die gehässige Intoleranz derer hin, die sonst immer das Wort „Ökumene“ auf ihren Lippen führen. Was den Papst zu Recht „be-trübt“ hat, war die Auseinandersetzung im Zusammenhang der Exkommunikation, vor allem „dass auch Katholiken, die es eigentlich besser wissen konnten, mit sprungbereiter Feindseeligkeit auf mich einschlagen zu müssen glaubten“. Diesen Vorgang, insbesondere in Deutschland, kann man nur als Schande bezeichnen.

Nachdem Papst Benedikt XVI. die strittigen Fragen angesprochen und aufgeklärt hat, fährt er fort:



„Aber nun bleibt die Frage: War das notwendig? War das wirklich eine Priorität? Gibt es nicht sehr viel Wichtigeres? Natürlich gibt es Wichtigeres und Vordringlicheres. Ich denke, dass ich die Prioritäten des Pontifikats in meinen Reden zu dessen Anfang deutlich gemacht habe. Das damals Gesagte bleibt unverändert meine Leitlinie.

Die erste Priorität für den Petrusnachfolger hat der Herr im Abendmahlsaal unmissverständlich fixiert: ‚Du aber stärke deine Brüder‘ (Lk 22,32). Petrus selber

hat in seinem ersten Brief diese Priorität neu formuliert: ‚Seid stets bereit, jedem Rede und Antwort zu stehen, der nach der Hoffnung fragt, die in euch ist‘ (1 Petr. 3,15).

In unserer Zeit, in der der Glaube in weiten Teilen der Welt zu verlöschen droht wie eine Flamme, die keine Nahrung mehr findet, ist die allererste Priorität Gott gegenwärtig zu machen in dieser Welt und den Menschen den Zugang zu Gott

zu öffnen. Nicht zu irgendeinem Gott, sondern zu dem Gott, der am Sinai gesprochen hat; zu dem Gott, dessen Gesicht wir in der Liebe bis zum Ende (Joh 13,1) –im gekreuzigten und auferstandenen Christus erkennen.

Das eigentliche Problem unserer Geschichtsstunde ist es,

dass Gott aus dem Horizont der Menschen verschwindet und dass mit dem Erlöschen des von Gott kommenden Lichts Orientierungslosigkeit in die Menschheit hereinbricht, deren zerstörerische Wirkungen wir immer mehr zu sehen bekommen. Die Menschen zu Gott, dem in der Bibel sprechenden Gott zu führen, ist die oberste und grundlegende Priorität der Kirche und des Petrusnachfolgers in dieser Zeit.

Aus ihr ergibt sich dann von selbst, dass es uns um die Einheit der Glaubenden gehen muss. Denn ihr Streit, ihr innerer Widerspruch, stellt die Rede von Gott

infrage. Daher ist das Mühen um das gemeinsame Glaubenszeugnis der Christen – um die Ökumene – in der obersten Priorität mit eingeschlossen. Dazu kommt die Notwendigkeit dass alle, die an Gott glauben, miteinander den Frieden suchen, versuchen einander näher zu kommen, um so in der Unterschiedlichkeit ihres Gottesbildes doch gemeinsam auf die Quelle des Lichts zuzugehen – der interreligiöse Dialog.

Wer Gott als Liebe bis ans Ende verkündigt, muss das Zeugnis der Liebe geben: Den Leidenden in Liebe zugewandt sein, Hass und Feindschaft abwehren, die soziale

Dimension des christlichen Glaubens ..., von der ich in der Enzyklika „Deus caritas est“ gesprochen habe.

Wenn also das Ringen um den Glauben, um die Hoffnung und um die Liebe in der Welt die wahre Priorität für die Kirche in dieser Stunde (und in unterschiedlichen Formen immer) darstellt, so gehören doch auch die kleinen und mittleren Versöhnungen mit dazu. Dass die leise Gebärde einer hingehaltenen Hand zu einem großen Lärm und gerade so zum Gegenteil von Versöhnung geworden ist, müssen wir zur Kenntnis nehmen“.

Kongress „Freude am Glauben“ 2009

vom 11. bis 13. September in Aschaffenburg

Thema: „Mit einer starken Kirche die Gesellschaft verändern“

Eröffnung des Kongresses durch den **Würzburger Bischof Friedhelm Hofmann**. **Nuntius Erzbischof Jean-Claude Périsset** referiert über das Thema „Die Stärke der Kirche ist die Einheit mit dem Papst“. Pontifikalamt zum Abschluss: **Kardinal Erzbischof Antonio Maria Rouco Varela**, Madrid.

Am Programm wirken auch die **Bischöfe Gerhard Ludwig Müller**, Regensburg, **Gregor Hanke**, Eichstätt, und **Karl-Heinz Wiesemann**, Speyer, mit.

Das Forum Deutscher Katholiken e.V. kann durch Spenden gefördert werden. Wir bitten Sie herzlich um Unterstützung.

Forum Deutscher Katholiken · Eichendorffstr. 17 · 86916 Kaufering ·

Spendenkonto 5836000 · BLZ 72020070 Hypo-Vereinsbank Landsberg

„Gegen alle Hoffnung hoffen“

Aus der Predigt von Papst Benedikt XVI. in Kamerun

Liebe Brüder im Bischofsamt,
liebe Brüder und Schwestern,

Gelobt sei Jesus Christus, der uns heute in diesem Stadion zusammenführt, damit wir noch tiefer in sein Leben eintreten!

Jesus Christus versammelt uns an diesem Tag, an dem die Kirche hier in Kamerun, wie überall auf der Erde, das Fest des heiligen Josef, des Ehemannes der Jungfrau Maria, feiert. (...)

Wie können wir in die besondere Gnade dieses Tages eintreten? Gleich wird uns die Liturgie am Ende der Messe den Höhepunkt unserer Betrachtung enthüllen, wenn sie uns beten lässt: „Herr, unser Gott, du hast uns am Fest des heiligen Josef um deinen Altar versammelt und mit dem Brot des Lebens gestärkt. Schütze deine Familie und erhalte in ihr deine Gaben.“ Ihr seht also, wir bitten den Herrn, die Kirche allezeit unter seiner steten Obhut zu bewahren – und Er tut das! – genauso, wie Josef seine Familie beschützt und über die ersten Jahre des Jesuskindes gewacht hat.

Soeben hat es uns das Evangelium in Erinnerung gerufen. Der Engel hatte zu ihm gesagt: „Fürchte dich nicht, Maria als deine Frau zu dir zu nehmen“ (Mt 1, 20) und genau das hat er auch getan: Er „tat, was der Engel des Herrn ihm befohlen hatte“ (Mt 1, 24). Weshalb hat der heilige Matthäus soviel Wert darauf gelegt, dieses Vertrauen in die Worte des Boten Gottes aufzuschreiben, wenn nicht, um uns dazu aufzufordern, dieses Vertrauen in voller Liebe nachzuahmen?

Die erste Lesung, die wir soeben gehört haben, spricht nicht ausdrücklich vom heiligen Josef, aber sie lehrt uns vieles über ihn. Der Prophet Nathan sagt zu David, auf An-

weisung Gottes selbst: „[Ich] werde deinen leiblichen Sohn als deinen Nachfolger einsetzen“ (2 Sam 7, 12). David muss es hinnehmen zu sterben, ohne die Verwirklichung dieses Versprechens erlebt zu haben, das erst dann realisiert wird, „wenn [seine] Tage erfüllt sind“ und er „[sich] zu [seinen] Vätern“ legt.

David traut Gott. Ebenso vertraut Josef Gott, als er hört, wie sein Bote, sein Engel, zu ihm sagt: „Josef, Sohn Davids, fürchte dich nicht, Maria als deine Frau zu dir zu nehmen; denn das Kind, das sie erwartet, ist vom Heiligen Geist.“ (Mt 1, 20). Josef ist der Mensch in der Geschichte, der Gott – selbst gegenüber einer derart erstaunlichen Ankündigung – den größten Vertrauensbeweis gegeben hat.

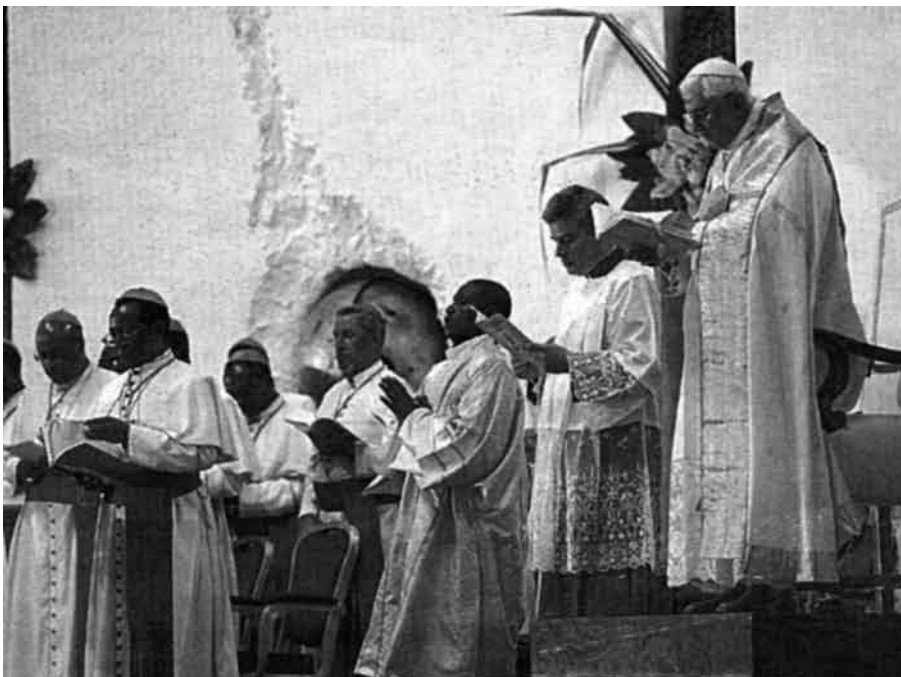
Und ihr, liebe Väter und liebe Mütter: die ihr mir zuhört: Habt ihr Vertrauen zu Gott, der euch zu den Vätern und Müttern seiner angenommenen Kindern macht? Akzeptiert ihr, dass er auf euch zählt, um euren Kindern die menschlichen und spirituellen Werte weiterzugeben, die ihr selbst empfangen habt und durch die sie in der Liebe und der Ehrfurcht vor seinem Heiligen Namen zu leben befähigt werden?

Nur Gott konnte Josef die Kraft geben, dem Engel zu vertrauen. Nur Gott wird euch, liebe Brüder und Schwestern, die ihr verheiratet seid, die Kraft geben, eure Familie so aufzuziehen, wie Er es möchte. Bittet Ihn darum! Gott liebt es, dass man Ihn um das bittet, was Er geben möchte. Bittet Ihn um die Gnade einer wahren und stets noch treueren Liebe, nach dem Bild seiner eigenen Liebe. Wie sagt es doch so wunderbar der Psalm: Seine „Huld besteht für immer und ewig, [seine] Treue steht fest im Himmel“ (Ps 88, 3). (...)

Den ersten großen Gottesdienst seiner Afrikareise feierte Papst Benedikt XVI. am 19. März, dem Fest des heiligen Josef, im Amadou-Ahidjo-Stadion von Yaoundé, der Hauptstadt Kameruns. Wir bringen im Folgenden seine Predigt zu dieser Feier. Der vollständige Wortlaut der Predigt findet sich in der deutschsprachigen Wochenausgabe des *Osservatore Romano* vom 27. März 2009, S. 9f und in der Zeitung *Die Tagespost* vom 21. März 2009.

Habt keine Angst zu glauben, zu hoffen und zu lieben! Habt keine Angst davor, zu sagen, dass Jesus der Weg, die Wahrheit und das Leben ist, und dass wir nur von Ihm allein gerettet werden können. Gerade der heilige Paulus ist der inspirierte Autor, den der Heilige Geist der Kirche geschenkt hat, um in ihr der „Lehrer der Heiden“ (1 Tim 2, 7) zu sein, wenn er uns sagt, dass Abraham „gegen alle Hoffnung, voll Hoffnung geglaubt [hat]“, dass er der Vater vieler Völker werde, nach dem Wort: So zahlreich werden deine Nachkommen sein.“ (Röm 4, 18).

„Gegen alle Hoffnung“ hoffen: Ist das nicht eine wundervolle Definition des Christen? (...) Wir alle sind Glieder der Völker, die Gott dem Abraham als Nachkommen gegeben hat. Jeder und jede von uns ist gedacht, gewollt und geliebt von Gott. Jeder und jede von uns hat seine Rolle im



Plan Gottes, des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes.

Wenn die Entmutigung euch überwältigt, dann denkt an den Glauben von Josef; wenn die Unruhe euch erfasst, dann denkt an die Hoffnung von Josef, des Nachkommens Abrahams, der gegen jede Hoffnung hoffte; wenn der Widerwillen oder der Hass euch packt, denkt an die Liebe Josefs, der der erste Mensch war, der das menschliche Antlitz Gottes in der Person des Kindes erblickt hat, das im Schoß der Jungfrau Maria durch den Heiligen Geist empfangen wurde. Lasst uns Christus dafür preisen,

dass Er uns so nahegekommen ist und sagen wir Ihm Dank dafür, dass Er uns Josef als Beispiel und Vorbild für die Liebe zu Ihm geschenkt hat.

Liebe Brüder und Schwestern, ich sage es euch noch einmal aus vollem Herzen: Wie Josef, fürchtet euch nicht, Maria zu euch zu nehmen, das heißt, fürchtet euch nicht, die Kirche zu lieben. Maria, die Mutter der Kirche, wird euch dabei helfen, ihren Hirten zu folgen, eure Bischöfe, eure Priester, eure Diakone und eure Katecheten zu lieben und das zu befolgen, was sie euch lehren, und auch nach ihrer Meinung zu beten.

Ihr, die ihr verheiratet seid, schaut auf die Liebe Josefs zu Maria und zu Jesus; ihr, die ihr euch auf die Ehe vorbereitet, respektiert euren zukünftigen Ehepartner oder eure zukünftige Ehepartnerin, wie es Josef tat; ihr, die ihr euch Gott in der Ehelosigkeit geschenkt habt, denkt nach über die Lehre unserer Mutter Kirche: „Die Jungfräulichkeit und die Ehelosigkeit für das Reich Gottes stehen in keinerlei Widerspruch zum hohen Wert der Ehe, sondern setzen ihn voraus und bekräftigen ihn. Ehe und Jungfräulichkeit sind die beiden Weisen, das eine Geheimnis des Bundes Gottes mit seinem Volk darzustellen und zu leben.“ (Redemptoris custos, 20).

Ich möchte noch gerne eine besondere Ermahnung an die Familienväter richten, da der heilige Josef ihr Vorbild ist. Er ist es, der sie das Geheimnis ihrer eigenen Vaterschaft lehren kann, er, der über den Menschensohn gewacht hat. In derselben Weise bekommt jeder Vater seine Kinder von Gott, die nach seinem Abbild, nach Gottes Bild geschaffen sind. Der heilige Josef ist der Ehegatte Mariens gewesen. In derselben Weise sieht sich jeder Familienvater durch seine eigene Gemahlin betraut mit dem Mysterium der Frau. Liebe Väter, respektiert und liebt wie der heilige Josef eure Frau und führt eure Kinder mit Liebe und durch eure umsichtige Gegenwart zu Gott hin, wo sie sein sollen (vgl. Lk 2, 49).

Und schließlich richte ich an alle Jugendlichen, die hier sind, Worte der Freundschaft und der Ermutigung: Vor den Schwierigkeiten des Lebens behaltet den Mut! In den Augen Gottes hat euer Leben einen unendlichen Wert. Lasst euch von Christus ergreifen, nehmt es auf euch, Ihm eure Liebe zu geben und, warum nicht, im Priestertum oder im geweihten Leben! Dies ist der höchste Dienst.

Gott segne und behüte euch alle! Er gebe euch die Gnade, Ihm mit Treue entgegenzutreten! Er gebe eurem Leben Beständigkeit, um die Früchte zu ernten, die Er von euch erwartet! Er möge euch zu Zeugen Seiner Liebe machen, hier, in Kamerun und bis an die Enden der Erde! Ich bitte Ihn mit Inbrunst, euch die Freude schmecken zu lassen, Ihm anzugehören, jetzt und allezeit und in Ewigkeit. Amen. □

Das Gnadenbild von Guadalupe/Mexiko – ein fortdauerndes Wunder

„Seitdem der Indio Juan Diego von der Lieben Frau von Tepeyac kündete, trittst du, Mutter von Guadalupe, in entscheidender Weise in das christliche Leben des Volkes von Mexiko ein“

(Johannes Paul II., 27. 1. 1979)

Es gibt auf der ganzen Welt kein Bild der allerseligsten Jungfrau, dessen Entstehen so im hellen Licht der Geschichte steht, dessen Werden, Erhaltung und Auswirkung so wunderbar wäre wie das Bild Unserer Lieben Frau von Guadalupe.

Ein Bild nicht von Menschenhand

Am 22. April 1519 landete Hernán Cortéz in Mexiko und begann mit 500 Söldnern die Eroberung des Landes, dessen Bevölkerung damals ungefähr acht Millionen Menschen betrug. Nach zwei Jahren blutiger Kämpfe brach der Widerstand der Indianer zusammen. Die Versuche einer Missionierung des Volkes erzielten nur sehr geringe Erfolge, bis im Jahre 1531 ein Ereignis eintrat, das eine vollkommene Wende brachte. Die Geschehnisse vom 9. 12. bis 12. 12. 1531 wurden von Antonio Valeriano, einem indianischen Gelehrten, vor 1550 in Nahuatl, der Sprache der Azteken, aufgezeichnet. Veröffentlicht wurde der Bericht von Luis de la Vega im Jahre 1649 in Nahuatl und Spanisch.

Danach erschien am 9. Dezember 1531 die allerseligste Jungfrau am Fuße des Tepeyac-Hügels am Rande von Mexiko dem 57jährigen Indianer Juan Diego; sie offenbarte sich ihm als die »immerwährende heilige Jungfrau Maria, die Mutter des wahren Gottes, von dem alles Leben kommt«. Sodann beauftragte sie ihn, dem Bischof von Mexiko

eine Botschaft zu überbringen, und zwar wünschte sie, dass am Erscheinungsort ein Gotteshaus zu ihrer Ehre errichtet werde. »In ihm will ich dir und allen Bewohnern des Landes, aber auch allen, die mich vertrauensvoll anrufen, meine Liebe, mein Mitleid und meine Hilfe erweisen, denn ich bin eure gütige Mutter . . . «

Juan Diego begab sich zum Bischof Zumárraga aus dem Franziskanerorden. Nach langer Wartezeit wurde er empfangen, fand aber für seine Botschaft keinen Glauben. Bei Sonnenuntergang desselben Tages erschien die allerseligste Jungfrau ihm nochmals auf dem Heimweg in sein 20 Kilometer entferntes Dorf am Tepeyac-Hügel und schickte ihn, der sich für ganz unwürdig erklärte, wiederum zum Bischof. Als Juan Diego dann am 10. Dezember den Wunsch der Gottesmutter vortragen konnte, verlangte der Bischof ein wunderbares Zeichen, um ihm Glauben schenken zu können. Bei einer dritten Erscheinung am 11. Dezember versprach Maria, dem Verlangen des Bischofs zu folgen.

Am 12. Dezember fand dann eine letzte Erscheinung statt, bei der die Gottesmutter ein dreifaches Zeichen gab: 1. Juan Diego fand nach ihrer Weisung auf dem Tepeyac-Hügel (mitten im Winter) eine Fülle herrlicher Rosen und sammelte sie in seinen Umhang (Tilma). 2. Als er sie vor dem Bischof und anderen Personen ausbreitete, prägte sich auf der aus rohen Agavefasern gewebten Tilma das Bild der Muttergottes ein, das bis heute an der Gnadenstätte von Guadalupe verehrt wird. 3. Am gleichen Morgen wurde der todkranke Onkel des Sehers, Bernardino, plötzlich geheilt, und es wurde ihm in einer Erscheinung von der allerseligsten Jungfrau mitgeteilt, dass sie



Das Gnadenbild Unserer Lieben Frau von Guadalupe in Mexiko war in Deutschland kaum bekannt, als Pater Gerhard Hermes 1972 einen Bericht des amerikanischen Jesuiten P. James M. Meehan übersetzte und unter dem Titel „Nicht Menschenhand hat es gemalt“ im „Fels“ veröffentlichte (Nr.7-8/1972, S.218 ff). Es folgten weitere Beiträge, und dann ließ Pater Hermes auch einen farbigen Großdruck und Abbildungen in Postkartengröße anfertigen, um das Gnadenbild bekannt zu machen. Dazu verfasste er auch eine Beschreibung des Bildes und seiner Geschichte, eben jenen Text, den wir auf diesen Seiten des „Fels“ noch einmal bringen: „Das Gnadenbild von Guadalupe/Mexiko – fortdauerndes Wunder“. Inzwischen wurden das Bild und seine Geschichte vor allem durch die Seligsprechung des Sehers Juan Diego 1990 und seine Heiligsprechung 2002 bei den Besuchen von Johannes Paul II. in Mexiko weiteren Kreisen bekannt. Aber immer noch wissen viele nichts von ihm und sind baß erstaunt, wenn sie es kennenlernen.

unter dem Titel »Santa Maria Virgen de Guadalupe« angerufen werden wolle.

Bischof Zumárraga erbaute zunächst eine Kapelle für die Verehrung des Bildes. Der Kult aber, der um das Bild und die Gnadenstätte entstand, war so ungewöhnlich und die Pilgerfahrten der Indianer, die aus dem ganzen Land kamen, so gewaltig, dass bald ein größeres Heiligtum errichtet werden musste. Und nun setzte die große Bekehrung der Indianer zum Christentum ein, die innerhalb weniger Jahre zum Abschluss kam. Und bis zum heutigen Tage ist das Gnadenbild von Guadalupe Mittelpunkt und Halt für die mexikanischen Katholiken.

Ein fortdauerndes Wunder

Auch wenn wir nicht den zuverlässigen Bericht über die damaligen Vorkommnisse hätten, müssten wir aus dem einfachen Befund des Bildes auf eine wunderbare Entstehung schließen. Da ist zunächst die Tatsa-

che, dass der Bildträger, ein grobes Gewebe aus Agavefasern, ohne besondere Präparierung für eine Malerei vollkommen ungeeignet ist. Es gibt aber auf dem groben Stoff keinerlei Grundierung, auf der die Farben haften könnten; sodann findet sich keine Spur von einer Vorzeichnung oder einer Pinselührung; schließlich sind die Farben nach einer Untersuchung des Nobelpreisträgers in Chemie, Richard Kuhn, keiner Farbenart zuzuordnen: sie gehören weder dem pflanzlichen noch dem mineralischen noch dem tierischen Bereich an.

Es kommt weiter hinzu, dass die hier verwendete Agavefaser normalerweise innerhalb von zwanzig Jahren zerfällt. Der Umhang des Juan Diego, der nun 450 Jahre alt ist, zeigt bis heute keine Spuren von Zersetzung, und das Bild strahlt noch in voller Frische, und dies,

➤ obwohl es im ersten Jahrhundert keinerlei Schutzhülle besaß und immer wieder von den Pilgern angerührt wurde und allen möglichen Dämpfen ausgesetzt war;

➤ obwohl im Jahre 1791 bei einer Reparatur des Rahmens durch einen Unfall sich Salpetersäure auf die rechte Hälfte des Bildes ergoss;

➤ obwohl am 14. 11. 1921 eine Bombe unmittelbar vor dem Bild in einem Rosenbukett explodierte und riesige Zerstörungen an den in der Nähe befindlichen Gegenständen anrichtete, ohne dem Bild im geringsten zu schaden; nicht einmal die Glasscheibe zersprang.

Ist dies alles schon natürlicherweise unerklärbar, so erst recht die Entdeckung, die man in den letzten Jahren gemacht hat – zuerst im Jahre 1929 der Fotograf A. M. Conzales und dann 1956 Carlos Salinos und der Augenspezialist Torija-Lavoignet: dass sich nämlich im rechten Auge der Jungfrau Personen spiegeln. Inzwischen hat man, wie Prof. Torcuato Luca de Tena, Mitglied der Königlich-Spanischen Akademie, in der spanischen Zeitschrift »Iglesia-Mundo« berichtet, dieses Phänomen durch eine sogenannte »Digitalisierung« zu klären versucht. Das Verfahren besteht darin, das Bild in winzig kleine Quadrate aufzuteilen, so weit, dass die Fläche eines Quadratmillimeters in 27 778 fast unendlich kleine Quadrate zerlegt wird. Wenn das geschehen ist, kann jedes Miniquadrat 2000mal vergrößert werden, und das erlaubt die Betrachtung von Details, die das unbewaffnete Auge niemals feststellen könnte. Die Einzelheiten aber, die man in der Iris des Bildes von Guadalupe beobachtet hat, sind folgende: ein Indianer, der eben einen Mantel vor einem Franziskaner (dem Bischof) ausbreitet; weiter ein sehr junger Eingeborener mit einem Ausdruck der Verblüffung, eine Frau mit krausem Haar und weitere Personen, insgesamt wenigstens acht.

Es ist völlig unmöglich, dass ein Miniaturenmalers auf einem so kleinen Raum, wie ihn die Hornhaut des Auges auf einem Bild von noch nicht Lebensgröße darstellt (143 x 55 cm), das hätte malen können, was man so enorm vergrößern muss, um es sehen zu können. Wäre die Spiegelung irgendwie natürlich entstanden oder bewusst angebracht, so müsste sie sich auch im linken Auge zeigen. Derzeit macht man ikonographische Studien, um diese Personen mit bekannten Porträts des Bischofs Zumárraga



Der Indianer Juan Diego, dem am 9. Dezember 1531 die Muttergottes erschien und der schließlich beim Bischof von Mexiko den Bau einer Wallfahrtskirche erreichte. Darauf setzte eine Massenbekehrung der Indianer in Mexiko ein. In wenigen Jahren wurde das ganze Land katholisch. Juan Diego wurde von Papst Johannes Paul II. heilig gesprochen.

und von Leuten seiner Zeit und seiner Umgebung zu vergleichen. Die Identität von Bischof Zumárraga und Juan Diego scheint gesichert zu sein.

In aztekischer Bilderschrift

Die riesige Bekehrungswelle, die nach dem Erscheinen des Bildes einsetzte, wird verständlich, wenn man die Wunderberichte aus den ersten Jahren liest; aber es kommt ein weiterer Umstand hinzu: die Tatsache, dass das wunderbare Bild für die Indianer der Neuen Welt ein in Bildern geschriebenes Buch war, wie alle ihre Bücher, und von ihnen als eine Bilderschrift gelesen wurde.

➤ So erscheint U. L. Frau umgeben von Sonnenstrahlen, aber die Sonne selbst verschwindet hinter ihr. Das sagte den Indios, die die Sonne anbeteten: Maria ist mächtiger als ihr Sonnengott.

➤ Maria steht auf einer erloschenen Mondsichel: Die Mondsichel war das Bildzeichen für Quetzalcoatl, den gefürchteten Schlangengott, den man mit Menschenopfern beschwichtigte. Dieses Zeichen sagte, dass Quetzalcoatl nicht mehr länger zu fürchten ist.

➤ Das Obergewand der schönen Dame ist grünlich-blau, trägt also die Farbe, die den Fürsten vorbehalten war. – Es ist geschmückt mit 48 gol-

denen Sternen, das bedeutet: die Frau ist mächtiger als die vielen Sterne, die die Indios als Götter verehrten.

➤ Auf ihrer rosa Tunika zeichnen sich Arabesken ab, die für die Azteken das Paradies darstellen. Darunter fällt ein besonderes Zeichen auf: unmittelbar unter den Enden des Gürtelbandes befindet sich die »Flor solar« (Sonnenblume), ein wichtiges Zeichen aztekischer Mythologie – vier blätterartige Rundungen, die durch einen fünften Kreis zusammengehalten werden; es bedeutet den Kontaktpunkt zwischen Himmel und Erde und zugleich das Herz, das alle widerstrebenden Kräfte vereint und belebt.

➤ Die Dame trägt ein kleines schwarzes Kreuz an goldener Spange am Hals – das gleiche Zeichen, das die Indianer auf den Fahnen des Hernando Cortez sahen und das die Missionare verehrten.

Aber die schöne Dame ist nicht Gott: ihre Hände sind gefaltet und ihr Haupt in Ehrfurcht vor einem Höheren geneigt.

Man darf ruhig auch diese erstaunliche Bildsymbolik zu dem Wunderbaren rechnen, das ein Künstler der damaligen Zeit gewiss nicht hätte erfinden können, das aber dem armen, seit vielen Jahrhunderten und nun aufs neue geknechteten Volk den

Weg zum Glauben an den Gott seiner Unterdrücker wies.

Wie sich der Glaube eines ganzen Volkes an den Wundern, die das Gnadenbild von Guadalupe umgaben, entzündete, so könnte und sollte sich unser Glaube daran stärken, besonders an den in unserer Zeit gemachten neuen Entdeckungen. Weder Wundersucht noch Wunderscheu fügen sich in den Rahmen authentischen Christentums. Gott allein weiß, ob und wann wir Wunder notwendig haben, und wir sollten den Zeichen, die er vor uns aufrichtet, keinesfalls aus dem Wege gehen, schon gar nicht in dieser so glaubensarmen und glaubenschwachen Zeit. So dankbar wir für jede Berührung von seiner Hand sein dürfen, so tapfer sollten wir die langen Durststrecken auf unserem Weg durchstehen, im festen Vertrauen auf die Zeichen seiner Macht und Gnade, die so reichlich über alle Zeiten und Kontinente ausgestreut und hinreichend beglaubigt sind. Möge auch von dem Abdruck des Gnadenbildes der Segen ausgehen, den die Virgen de Guadalupe allen versprochen hat, die sie »vertrauensvoll anrufen«. □



Ein Farb-Poster des Gnadenbildes von Guadalupe (54 x 34 cm) mit der Beschreibung und Bilder in Postkartengröße mit einer Kurz-Beschreibung sind bei: DER FELS Verein e.V. Postfach 11 16, 86912 Kaufering erhältlich. Über eine Spende freuen wir uns.

Wie kommt es, dass diese Sensation auch nach vierhundert Jahren und mehr noch nicht in das Bewusstsein der Europäer gedrungen ist? Oder war diese Geschichte vielleicht schon einmal bekannt und ist dann wieder verloren gegangen? Inzwischen kenne ich genügend schöne Handbücher zu diesem Thema. Doch wie kommt es, dass keiner diesen Stoff als Jahrtausendroman gestaltet hat, unglaublicher als die Heldentaten *Don Quijotes*, witziger als Grimmelshausens *Simplizissimus* und weltbewegender als die *Brüder Karamasow*? Gewaltiger als Hermann Melvilles

Moby Dick. Wieso fand sich kein Franz Werfel, um »Das Lied des Juan Diego« aufzuzeichnen? Warum hat sich Gabriel Garcia Marquez des mächtigen Stoffs nie angenommen? Und wieso hat keiner der großen Maler Europas dieses Thema von der Mutter der Bilder aufgegriffen? Was lassen Künstler sich nicht sonst alles einfallen?

(S.99 f)

Voltaire hatte Unrecht. Wer sagt, dass noch nie jemand aus der anderen Welt zurückgekommen ist, glaubt nicht nur nicht an die Auferstehung Christi, er schaut auch nicht hierhin. Hier

sieht jeder, der die Augen öffnet: Es gibt eine andere Welt. Der Tod ist nicht das Ende. Es ist nicht gleichgültig, was wir tun. Es gibt einen Ort hinter all unseren Orten. Von dort ist die Jungfrau Maria zurückgekommen, durch das Feuerrot aller Apokalypsen. Hier steht sie in der Tür. In der Pforte des Himmels.

(S.232)

Paul Badde in seinem Buch „Maria von Guadalupe“ – Wie das Erscheinen der Jungfrau Weltgeschichte schrieb (München 2004)

Sündenvergebung – ein Geschenk des auferstandenen Herrn



Dr. Bertram Meier

Domkapitular in Augsburg, Jahrg. 1960, Studium der Theologie in Augsburg und in Rom, Ausbildung an der Päpstlichen Akademie für den diplomatischen Dienst des Heiligen Stuhles in Rom, von 1992 bis 1996 Stadtpfarrer in Neu-Ulm, von 1996 bis 2002 Leitung der deutschsprachigen Abteilung im Vatikanischen Staatssekretariat, seit 2007 Geistlicher Beauftragter der Freisinger Bischofskonferenz für das Landeskomitee der Katholiken in Bayern.

Brausen, Sturm, Feuerzungen, Sprachenwunder: Wenn wir Pfingsten heute neben den Bericht der Apostelgeschichte hinstellen, nimmt es sich schon recht bescheiden aus: Es braust allenfalls die Orgel, Völkerscharen sind es nicht gerade, die sich in unseren Kirchen versammeln, und ob die Sprache, die wir beim Gottesdienst sprechen, von allen verstanden wird, sei auch dahingestellt. Aber die Kirche würde Pfingsten nicht feiern, wenn es nur Vergangenheit wäre.

Das leise Pfingsten

Auch in der Schrift gibt es nicht nur das laute Pfingsten der „Kraft aus der Höhe“, der Dynamis, die wie Dynamit das enge Gehäuse der Jünger aufsprengt und sie dynamisch in die Öffentlichkeit treten lässt. Neben dem spektakulären Pfingsten, wie es uns Lukas schildert (Apg 2,1-13), steht das stille Pfingsten, von dem Johannes im Evangelium erzählt (Joh 20, 19-23). Hier geht alles viel verhaltener, unauffälliger, intimer zu. Nicht die Bühne der Weltöffentlichkeit ist der Ort der Ausgießung des Gottesgeistes, sondern der unscheinbare, verschlossene Raum, in dem die Jünger sich verborgen hielten. Und noch ein Unterschied kommt hinzu: Während bei Lukas Pfingsten am 50. Tag nach dem Paschafest geschieht, einem Fest, an dem die Juden für die erste Ernte und das Geschenk der Zehn Gebote am Sinai danken, fällt bei Johannes alles auf einen Tag. Was war das für ein Tag: Morgens das Wunder der Auferstehung, abends die Ausspendung des Heiligen Geistes.

Vielleicht bin ich nicht allein, wenn ich bekenne, dass mir das verhaltene Pfingsten näher steht und mich sogar tiefer anrührt als das laute und mächtige Sturmesbrausen. Eignet sich doch auch unser Leben mehr im Kleinräu-

migen und manchmal Kleinkarierten, wird doch auch unser Christsein nicht nur öffentlich, sondern im kleinen Kreis, in unseren Familien, Kommunen und an den Arbeitsplätzen entschieden!

Setzen wir uns unter die Jünger und versuchen wir, das Pfingstereignis, das zugleich Osterbegegnung ist, ein wenig mitzuerleben.

Absolution im Abendmahlssaal

„Der Friede sei mit euch“ (Joh 20, 19.21) So beginnt es – mit dem alltäglichen, in Israel üblichen Gruß – damals wie heute. Er enthält alles, was Menschen einander nur wünschen können: Gesundheit, Wohlstand, Freude, Glück, Heil, das alles ist *Schalom*: Der Friede sei mit euch. Doch wir kennen aus eigenem Erleben: Grußformeln können sich abnutzen. Es kommt darauf an, wer sie spricht und wie er sie spricht. Aus dem Munde Jesu heißt das: Ihr braucht euch nicht mehr zu fürchten. Kommt heraus aus eurem Schneckenhaus. Ich bin es: ich, der für euch da ist.

„Der Friede sei mit euch“, bedeutet aber noch mehr: Nicht umsonst sagt Jesus zweimal: Der Friede sei mit euch. Der die Jünger zweimal grüßt, ist der, den sie in der Stunde seiner Not schmählich im Stich gelassen haben. Die Jünger haben ihren Freund allein hängen lassen, am Ölberg, im Prozess, am Kreuz zwischen Himmel und Erde. Nicht von ungefähr fügt Johannes hinzu: Nach diesem Gruß zeigte er ihnen seine Hände und seine Seite. Die Wunden sind noch da, aber sie sind verklärt.

Wie dürfen sich da die Jünger freuen! Sie brauchen nicht mehr rot zu werden, denn trotz allem ist ihnen gesagt: Der Friede sei mit euch. Das ist eine Art Absolution. So schlägt an Pfingsten auch die Stunde der Absolu-

¹ Max Frisch, Mein Name sei Gantenbein, Frankfurt a. M. 1969, S. 96.

² Sibylle Heidenreich, Max Frisch. Untersuchungen und Anmerkungen, Hollfeld 1976,

tion, die in die Sendung mündet: „Wie mich der Vater gesandt hat, so sende ich euch“ (Joh 20, 21).

Auf diese Weise bekommt die Begegnung Esprit: Jesus haucht seine Freunde an und legt so seinen Geist in sie: „Empfangt den Heiligen Geist“ (Joh 20, 22). Ein Hauch, das ist etwas Zartes und Leises. Ein Hauch ist dezent und unauffällig. Er drängt sich nicht auf und kann trotzdem sehr wirkungsvoll sein. Auf das Leise im Leben zu hören, müssen wir wieder lernen, die wir uns so an das Laute gewöhnt haben. Schon im Alten Bund musste einer in diese Schule gehen. Elia soll am Gottesberg Horeb Jahre erfahren. Zuerst kommt ein gewaltiger Sturm, dann ein mächtiges Erdbeben, schließlich zuckendes Feuer. Zuletzt hört Elia ein sanftes Säuseln. In diesem leisen Säuseln erlauscht der Prophet die Stimme Gottes (vgl. 1 Kön 19, 1-13).

„Die Stimme eines verschwebenden Schweigens“

Mit den Jüngern sind wir eingeladen, das sanfte Gesetz des Hauches neu zu lernen. Martin Buber nennt es

die „Stimme eines verschwebenden Schweigens“ (*Übersetzung zu 1 Kön 19, 13*). Und diese Stimme spricht das entscheidende Wort: „Empfangt den heiligen Geist. Allen, denen ihr die Sünden erlasst, sind sie erlassen; allen, denen ihr sie nicht erlasst, sind sie nicht erlassen“ (Joh 20, 23). Damit berühren wir die tiefste Bedeutung des Grußes: „Der Friede sei mit euch.“ Von dort her nehmen die Jünger ihren Anspruch: „Wir bitten euch an Christi Statt: Lasst euch mit Gott versöhnen“ (2 Kor 5,20).

Nachdem wir diese Stelle aus dem Johannes-Evangelium entlang gegangen sind, bemerken wir, dass wir mitten im Raum des Bußsakramentes stehen. Nicht wenige unserer Zeitgenossen hindert eine Schwellenangst daran, sich diese Vergebung im Heiligen Geist zusprechen zu lassen. Wie viele Gesichter hat diese Angst: Scheu, sich seiner Schuld zu stellen; schlechte Erfahrungen bei früheren Beichten; Hemmungen vor der Armut eigener Worte; Furcht davor, man könnte beim Beichten etwas falsch machen, weil einem die Praxis schon jahrelang fehlt.

„Der Friede sei mit euch“, das wird uns in der Osterzeit neu gesagt.

Ich weiß, dass schlechte Erfahrungen und Vorbehalte nicht von heute auf morgen vergehen, aber man sollte sie auch nicht zur Entschuldigung dafür heranziehen, sich auf dem Status quo auszuruhen. Wenn das Wort „Der Friede sei mit euch“ nicht in der Unverbindlichkeit eines alltäglichen Grußes verrinnen soll, dann ist es an der Zeit, einen neuen und ehrlichen Versuch zu wagen, in unser belastetes Leben neuen Geist einhauchen zu lassen.

Ein unverdächtiger Zeuge

Der Dichter Max Frisch drückte es einmal so aus: „Ein Katholik hat die Beichte, um sich von seinem Geheimnis zu erholen. Eine großartige Einrichtung. Er kniet und bricht sein Schweigen, ohne sich den Menschen auszuliefern, und nachher erhebt er sich, tritt wieder seine Rolle unter den Menschen an, erlöst von dem unseligen Verlangen, von Menschen erkannt zu werden. Ich habe bloß meinen Hund, der schweigt wie ein Priester.“⁴¹ Max Frisch ist ein unverdächtiger Zeuge, wenn es um ein Loblied auf die Beichte geht, doch ihm war klar: Der Mensch kann sich in der Beichte selbst mitteilen im Wissen darum, dass sein Versagen nicht zu Markte getragen wird. Er spricht sich aus, wobei er für sich persönlich vom „Gesandten an Christi Statt“ (2 Kor 5, 20) die Zusage zurückerhält: Deine Sünden sind dir vergeben. Du kannst erleichtert nach Hause gehen.

Auch wir Priester haben hier niemals ausgelernt. Sensibilität ist beim Beichtvater gefragt. Denn im Beichtstuhl kann und darf es nicht darum gehen, einer Schwester oder einem Bruder penetrant auf den Zahn zu fühlen oder gar Peinlichkeiten zu schaffen. Im Namen Jesu Christi spricht der Priester, erfüllt vom Heiligen Geist: „Ich spreche dich los von deinen Sünden. Der Friede sei mit dir.“ Doch was uns allen helfen könnte, ist Solidarität in der Schuld. Sünder sind wir alle; und trotz aller Vorsätze ist der Mensch ein Wiederholungstäter. Deshalb erheben wir uns nicht und spielen kein Theater vor. Auch der Priester braucht einen Mitbruder, um sich von seinen eigenen Sünden freisprechen zu lassen. Nicht einmal der Papst kann sich selbst die Absolution erteilen. Auch er muss niederknien



vor einem Geistlichen, dem Christus die Stimme leiht, um seinem Stellvertreter auf Erden die Vergebung zuzusprechen.

Unehrlliche Rollenspiele

Für eine gute Beichte braucht es Ehrlichkeit: Mut, ungeschminkt in den Spiegel zu schauen. Im Hinblick auf den „Beichthymnus“ von Max Frisch sei angemerkt: „Jeder muss sich Kleider anziehen, Rollen vorhängen, Geschichten ausdenken, wenn er mit seiner umgebenden Gesellschaft leben will. Jeder lernt eines Tages, Kompromisse zu schließen, was auch heißen kann, sich zu verstellen. Wer kann es sich schon leisten, unverblümt der zu sein, als der man sich selbst erkannt hat.“² Damit berühren wir den Kern der Beichte. Ist es unsere Zwiespältigkeit, die uns unter einem großen seelischen Energieaufwand zu einem vielseitigen Rollenspiel nötigt, so wird in einer guten Beichte der unguete Grund dafür – Sünde und Schuld – genommen. Wer durch die Beichte neu zu Gott und zu sich selbst gefunden hat, der kann auch seinen Mitmenschen wieder offener und ehrlicher bege-

nen. So gesehen ist die Beichte auch eine Medizin, die Wunden in unseren Beziehungen heilt und Gemeinschaft stiftet.

Die Bußandacht dispensiert nicht, sondern disponiert für die Beichte

Dennoch dürfen wir nicht unterschlagen, dass nicht die persönliche Beichte, sondern die allgemeine Bußandacht von vielen „als großartige Einrichtung“ gerühmt wird. Das soll so nicht stehen bleiben. Gewiss haben gemeinschaftliche Bußfeiern ihren Sinn. Vielfältig sind die Hände Gottes, um seine Vergebung demjenigen anzubieten, der seine Schuld erkennen und sich auf sein Leben besinnen will. Dafür kann die Bußandacht eine gute Vorbereitung sein, aber sie ist nicht alles. Es geht bei der Bußandacht nicht darum, schnell und möglichst „billig“ mit einem Paket mit mehr oder weniger schweren Sünden fertig zu werden. Die Richtung ist umgekehrt: In einer gemeinsamen Gewissensforschung sollen wir die Knoten in unserem Leben erkennen. Das, was verpackt und verschnürt war, soll aufbrechen und offen gelegt werden, damit wir es dann

persönlich vor Christus in die Beichte bringen. Die Bußandacht macht also das Beichten nicht überflüssig, sondern regt an, erleichtert es und gibt ihm Ernst und Tiefe. Die Bußandacht dispensiert nicht vom Beichten, sondern disponiert.

Heute haben wir die Beichte in die Fastenzeit und (vielleicht noch) in den Advent gelegt. Doch ihre Wurzel liegt mitten in der Osterzeit. Denn die Vollmacht, Sünden zu vergeben, ist ein Geschenk des auferstandenen Herrn an seine Kirche. Jesus Christus stattet die Kirche mit der Sendung zur Sündenvergebung aus. Ihre Mission liegt darin, an Christi Statt zur Versöhnung einzuladen (vgl. 2 Kor 5, 20). Wie Jesus Christus überall, wo ein Mensch seine Schuld erkannte und bereute, die Vergebung Gottes mit absoluter Gewissheit zusprach, sie aber auch dort versagte, wo jemand nicht zur inneren Umkehr bereit war, so sollte es fortan in seiner Kirche geschehen. Im Evangelium von der Versöhnung verbinden sich großes Glück und ebenso tiefer Ernst. Verspielen wir Gottes Versöhnungsangebot nicht!

Ostern und Pfingsten sind daher bei aller Freude immer auch Tage eindringlicher Bitten. Wir feiern auf den Knien:

**Komm, Heiliger Geist,
in unsere Stadt,
in unser Haus,
in unsere Familie,
in unsere Gemeinschaft,
in unsere Herzen.**

**Ohne dich lesen wir Bücher
und werden nicht weise.
ohne dich reden wir lange
und werden nicht eins.
Ohne dich sehen wir nur Fälle,
Zahlen und Fakten.
Ohne dich zerfällt unser Leben
in eine Reihe von sinnlosen
Tagen.**

**Ohne dich werden wir treulos.
Ohne dich werden die Kirchen
Museen.
Ohne dich wird das Beten
Geschwätz.
Ohne dich finden wir keine
Vergebung.**

**Komm, Heiliger Geist
und sprich zu uns:
Der Friede sei mit euch.**



Keine Erfahrung wird je vergessen

Wie Bindung entsteht / Die Bindungsqualität und die Politik

Zum Muttertag wird man von Politikern wieder salbungsvolle Worte hören und Familien- und Frauenverbände werden antworten: Lieber Renten statt Rosen. Die Debatte dreht sich meist um Geld, gelegentlich auch um Gerechtigkeit. Die wirkliche Leistung der Mütter aber lässt sich

nicht messen. Es ist ihre Liebeskraft. Sie prägt das Leben. Deshalb ist die Mutter-Kind-Bindung nicht zu unterschätzen, und deshalb sollte es Politik und Gesellschaft ein primäres Anliegen sein, dieser Bindung Freiraum zur Gestaltung zu schaffen. Das kostet Zeit, das kostet Geld. Aber daran entscheidet sich die Zukunft. Un-

sere Autorin, Pädagogin, Mutter von zehn Kindern und den Lesern des FELS wohlbekannt, beschreibt hier, wie Bindung entsteht, welche Rolle die Emotionen spielen und warum die Politik sich nicht nur auf ideologische Vorgaben, sondern auf wissenschaftliche Erkenntnisse stützen sollte.

Der politische Diskurs beim Thema Erziehung und Betreuung sollte ab drei Jahren anfangen. Ab dann ist es sinnvoll, diese Trennung zwischen Erziehung und Betreuung vorzunehmen, weil das Kleinkind dann erst eine innere Sicherheit hat – oder auch nicht. Denn je nachdem, wie die ersten drei Jahre verlaufen sind, kann es eine außerfamiliäre Betreuung ertragen oder Nutzen aus ihr ziehen. Viel hängt davon ab, ob es gelungen ist, vorher eine Bindung aufzubauen, die das Kind zur Welt öffnet und es neugierig macht auf diese Welt außerhalb der Sicherheit bietenden Nähe der Eltern, insbesondere der Mutter. Die Ideologen unter den Politikern – eine Gruppe, die sich offenbar ständig vermehrt – halten diese Zeitgrenze für künstlich. Sie plädieren für eine staatliche Betreuung am besten gleich nach der Geburt, weil die Wirtschaft die Frauen als Arbeitskräfte braucht. Aber das ist, wie jede Ideologie, reine Willkür. Sie missachtet die Ergebnisse der Hirn- und Bindungsforschung, der Entwicklungspsychologie und den Erfahrungsschatz von großen Pädagogen und Erziehungswissenschaftlern wie Piaget, Montessori, Pestalozzi oder Matejcek. Vor allem die Ergebnisse der letzten fünfzehn Jahre müssten der Politik klarmachen, dass die Natur des Menschen in diesen ersten Jahren überaus sensibel auf

freundliche oder unfreundliche Zuwendung, auf Liebe oder Gleichgültigkeit reagiert und entsprechend den Gefühlshaushalt des Kindes und späteren Erwachsenen disponiert. In diesen Jahren haben die Forscher dieser unterschiedlichen wissenschaftlichen Disziplinen entdeckt, dass sie aufeinander angewiesen sind.

Die Neurobiologie etwa hat bis vor wenigen Jahren noch die Psychologie als Kuriosum betrachtet. Heute weiß man: Emotionen spielen gerade in den ersten Jahren eine entscheidende Rolle, eine liebevolle Mutter-Kind-Bindung ist durch keine noch so professionelle Krippe zu ersetzen. Die frühen Erfahrungen sind emotionaler Natur. Sie steuern das Denken auch im Erwachsenenalter mit. Die Funktionsweise des Gehirns, seine Unterteilung in Kurzzeitgedächtnis und Langzeitgedächtnis, muss durch das emotionale Erfahrungsgedächtnis erweitert werden. Unbewusst gesammelte Erfahrungen werden als angenehm oder unangenehm gespeichert und, je öfter sich solche Erfahrungen wiederholen, dann im Hirn fest verdrahtet. Das Langzeitgedächtnis arbeitet unbewusst, bietet unbeschränkte Speicherkapazität und hat eine hohe Arbeitsgeschwindigkeit – ein Superkomputer, der aber nur nach angenehm und unangenehm bewertet. Es wird als „limbisches System“ bezeichnet und

durch den „Hypocampus“ gesteuert. Diese Steuerung erfolgt ebenfalls unbewusst nach dem Prinzip „angenehm / unangenehm“ aufgrund früherer Erfahrungen und Situationen. Das emotionale Erfahrungsgedächtnis kombiniert permanent und je mehr positive Erfahrungen „vorrätig“ sind, umso zahlreicher sind die lösungsorientierten Kombinationen, man könnte auch sagen die Suche nach Problemlösungen oder lebensbejahenden Ideen.

Dieser Prozess beginnt früh, sehr früh. Genau genommen noch vor der Geburt. „Keine Erfahrung wird je vergessen“, sagt der Heidelberger Psychoanalytiker Ludwig Janus, ehemals Präsident der Internationalen Studiengemeinschaft für Pränatale und Perinatale Psychologie und Medizin. Sicher sei, so Janus weiter, dass die Gefühlswelt der Mutter auch das Seelenleben des Kindes präge. „Wir sind Beziehungswesen – alles, was wir können, lernen wir nur über die Aufnahme von Kontakt“, erklärt Janus. „Wir brauchen, dass die Mutter uns ansieht, uns anfasst, uns aufnimmt.“ Die Annahme oder Ablehnung des Fötus sei „die erste, ganz zentrale Erfahrung von Beziehung. Denn nicht nur über die Nabelschnur, auch über seine Sinnesorgane ist der Fötus eng an die Gefühlswelt der Mutter angeschlossen: Wenn sie Angst hat, schlägt ihr Herz schneller, ihre Blutgefäße



*Erlebnisse mit den Eltern beflügeln:
Bindungserfahrung unter dem Eiffelturm.*

verengen sich, die Gebärmutter zieht sich zusammen. Der Lebensraum des Fötus wird enger, der Sauerstoff in seiner Blutzufuhr knapp. Gleichzeitig dringen über die Nabelschnur Botenstoffe in seinen Organismus, die ihn biochemisch auf das Gefühl von Angst und Furcht programmieren“.

Hier sei eine kleine Parenthese erlaubt: Keine Erfahrung wird je vergessen – ist die Verschmelzung von Ei- und Samenzelle, die Zeugung, nicht die erste Erfahrung des Menschen? Diese Erfahrung fehlt übrigens den Retortenbabys. Es ist natürlich noch unerforscht, was es bedeutet, wenn die Natur übergegangen und ein Mensch industriell gezeugt wird. Wird er Identitätsprobleme haben? Ist seine persönliche Hingabefähigkeit dadurch beeinträchtigt? Wir wissen es nicht. Was wir anthropologisch wissen, sagt Johannes Paul II. so: „Wir haben keinen Körper, wir sind Körper.“ Diese Einheit von Körper und Geist manifestiert sich ebenfalls im liebenden Zeugungsakt. Hier haben wir es freilich mit einer ganzheitlichen Sicht, mit einer ontologischen Gesamtdimension zu tun, die empirisch nicht oder kaum erforscht werden kann. Der Psychotherapeut Reinhold Ortner formuliert es so: Jeder Mensch

ist eine „Liebesidee Gottes“, und die erste erfahrbare Manifestation dieser Idee ist die Materialisierung ihrer genetischen Identität, also die Zeugung.

Es gehört zu den sicheren Erkenntnissen, dass Kinder bereits im Mutterleib anfangen zu lernen, weil sie schon dort empfänglich sind für Emotionen. Die meisten Gehirnzellen, die der werdende Mensch im späteren Leben brauchen wird, entstehen schon in der ersten Schwangerschaftshälfte. In Spitzenzeiten bilden sich eine halbe Million Nervenzellen pro Minute. Dieses ganze Panorama an pränatalen Erfahrungen wird in den ersten Monaten

und Jahren nach der Geburt durch Stimulation, durch Vertrauen und Geborgenheit erweitert, die Entwicklung wird zur beeinflussten Selbstinnovation, zur Offenheit zum Leben, zur Neugier, zur Erfahrungssuche und zur Entdeckerlust. All diese Lerneffekte und synapsenbildenden Entdeckungen bauen auf pränatalen Erfahrungen auf. Es ist sicher kein Zufall, dass die Haut das erste Sinnesorgan ist, das seine Funktion aufnimmt. Sie ist lebensnotwendig, und im Vergleich zu anderen Sinnesorganen unverzichtbar. Ohne Hautwahrnehmung weiß man nicht, wo der eigene Körper zu ende ist. Diese Erfahrung der eigenen Grenzen und damit auch der eigenen Identität beginnt eben schon im Mutterleib. Man weiß inzwischen, dass das ungeborene Kind auch Schmerz empfinden kann. Manche Embryonen haben bei ihrer Abtreibung zwischen der 21. und 23. Woche hörbar geschrien. Berührungen nun aktivieren den Tastsinn. In der Gebärmutter kommt das Kind passiv mit seiner Umwelt – Nabelschnur, Plazenta, Gebärmutterwand – in Berührung. Es sucht aber auch aktiv nach Berührungskontakten, nuggelt am Daumen, spielt mit der Nabelschnur, reagiert und sucht den Kontakt, wenn der Vater den

Bauch der Mutter streichelt. Es reagiert auch auf die Stimme des Vaters.

Überhaupt die Stimme. Hören und Sehen, die sogenannten Fernsinne, werden zwar auch während der Schwangerschaft entwickelt, das Hören allerdings schneller, denn die wirkliche Entwicklungszeit der Sehfähigkeit setzt eigentlich erst nach der Geburt ein, wenn die visuellen Reize die Umgebung überfluten. Die akustischen Reize dagegen werden schon in der Gebärmutter wahrgenommen. In der großen Geräuschkulisse des Mutterleibs bildet der Herzschlag der Mutter einen ständigen, rythmischen Hintergrundreiz. Neugeborene schreien weniger, verlieren weniger Gewicht und sind entspannter, wenn man ihnen eine Tonaufnahme des mütterlichen Herzens vorspielt. Man braucht dem Baby allerdings kein Band vorspielen, es sei denn es ist in der Krippe, man braucht es eigentlich nur in den Arm nehmen. „Die Nähe zum mütterlichen Herzen ist für Babys der Lieblingsplatz“, schreibt der deutsche Hirnforscher Gerald Hüther. Über die Frequenz des Herzschlags wird die emotionale Befindlichkeit vermittelt. Wenn die Mutter Musik hört oder selber singt, dann beruhigt sich ihr Herzrhythmus – deshalb wird oft bei Schwangerschaftskursen auch gemeinsam gesungen. Die mütterliche Stimme erreicht den Fötus nicht nur wie andere Geräusche über das Gewebe, sondern auch zusätzlich über die Knochen der Wirbelsäule und des Beckens. Das Becken gerät im Bereich von 2500 bis 3000 Hertz in Schwingung. Dies ist genau die Frequenz, die einer Frauenstimme entspricht. Außerdem bilden die Beckenschalen einen Resonanzkörper, der die Oberschwingungen wie bei einem Lautsprecher verstärkt. Das ist sozusagen die erste Disco-Erfahrung des neuen Erdenbürgers. Die Stimme der Mutter ist also nicht nur hörbar, sondern auch fühlbar und begleitet das Kind durch die ganze Schwangerschaft. So entsteht eine Gewöhnung, die Sicherheit vermittelt. So entsteht eine Prägung, die bindet. Und der geistige Überbau dieser Bindung sind die Emotionen, die Fürsorge um das Kind, die Zuwendung, die Liebe.

Ähnlich verhält es sich mit den anderen Sinnesorganen. Zum Beispiel

dem Geruchssinn. Auch er wird schon während der Schwangerschaft gebildet. Das Fruchtwasser enthält Stoffe, die sowohl die Geschmacks- als auch die Geruchsrezeptoren stimulieren. Deshalb wird in der Gebärmutter nicht zwischen Schmecken und Riechen unterschieden, das kommt nach der Geburt. Das Fruchtwasser erhält seinen Geschmack durch die Ernährung der Mutter. Embryos mögen nachweislich keinen Alkohol und kein Nikotinaroma – so als ob sie wüssten, wie schädlich das ist. Wenn Spuren davon im Fruchtwasser sind, trinkt der Embryo weniger. Er mag vor allem Süßes, je süßer das Fruchtwasser umso mehr trinkt er. Der Geruchsstoff im Fruchtwasser hat eine Bindungswirkung. Das Kind erkennt seine Mutter später nach der Geburt am Duft der Muttermilch wieder. Außerdem riechen die Brustwarzen der Mutter nach bestimmten Duftstoffen, die ebenfalls im Fruchtwasser enthalten sind. Das Neugeborene geht der Nase nach, um die Quelle der Nahrung zu finden. Es weiß in gewisser Weise aus Erfahrung, wie der Ort riecht, der Vertrautheit, Sicherheit und Nahrung verspricht. Schmecken, riechen, hören, tasten – über die primären Sinne entsteht eine Gewöhnung, die Sicherheit und Geborgenheit vermittelt. Erneut: So entsteht eine Prägung, die bindet. So entsteht über das biologisch-genetische Muster hinaus eine Bindung des Lebens.

Mutterinstinkt, Mutter-Kind-Bindung und emotionale Stabilität sind keine Gefühlsduselei. Sie können Lebensweichen stellen über die Ernährung, über Gewohnheiten und die entsprechende Bildung neuronaler Netze. Diese Netze verknüpfen Erfahrungen wie Schreie oder heftige Bewegungen der Mutter mit negativen Erlebnissen wie einer harten Bauchdecke. Laute Schreie erschrecken die Embryos. Frauen, die während ihrer Schwangerschaft intensivem, emotionalem Stress ausgesetzt waren, bringen öfter Schreikinder zur Welt, die auf kleinste Verunsicherungen mit Panik reagieren. Selbst im Grundschulalter zeigen sie noch häufiger Aufmerksamkeitsstörungen und Hyperaktivität. Und auch als Erwachsene reagieren solche Menschen sensibler auf jede Belastung. Solche und andere Ergebnisse werden derzeit en masse veröffentlicht. Sie alle bestätigen die

Grundaussage des Pioniers der Bindungsforschung und wohl anerkanntesten Kindertherapeuten Amerikas, Stanley Greenspan: „Die Emotionen sind die Architekten des Gehirns.“

In der Tat, die Gefühlswelt des ungeborenen Kindes wird über biochemische Marker als Reaktionsmuster im Organismus tief verankert. Das kann auch gravierende Folgen haben.



Auch sie binden: Geschwisterbeziehungen sind die längsten im Leben.

Unerwünschte Kinder zum Beispiel, deren Mutter keine Bindung zu ihnen aufzubauen vermag, produzieren deutlich weniger Oxytocin, das Bindungshormon, das für den Aufbau von Beziehungen, vor allem aber für die Liebe zwischen Mutter und Kind zuständig ist. Selbst wenn sie gleich nach der Geburt in die Obhut liebevoller Pflegeeltern kommen, bleibt ihr Oxytocinhaushalt ein Leben lang geschwächt, weil seine Basis bereits in der Schwangerschaft gelegt wird. So würden, sagt der Pränatalexperte Ludwig Janus, die „Fähigkeit zum sozialen Miteinander, eine Tendenz zu Kriminalität und Gewalt, aber auch Friedfertigkeit und Empathie ganz entscheidend bereits in der Phase vor der Geburt geprägt.“ Unerwünschte Kinder hätten mehr Angst im Leben. Depression, Panikattacken, zwanghaftes Verhalten, Mager- und andere Sucht, könnten bereits im Mutterleib angelegt werden. Denn wenn Nervenetze sich ausbilden, der Hormonhaushalt aufgestellt und das Immunsystem reguliert wird, bildeten diese drei Faktoren „eine Stressachse, die dazu dient, den Organismus an die Herausforderungen seiner Umwelt anzupassen“. Von dieser vorgeburtlichen Programmierung hänge ab, wie anfällig der Mensch ein Leben lang

für Krankheit sei – und wie innovations- und lernfähig er ist, darf man hinzufügen. Greenspan formuliert aus dieser Erkenntnis den, wie er es nennt, „menschlichen Imperativ, in der Familie, der Erziehung, der Psychotherapie, der Ehe und den Institutionen der Sozialfürsorge dem Wohl der Kinder, den zwischenmenschlichen Beziehungen und der Qualität der emotionalen Erfahrung den höchsten Rang einzuräumen.“

Angesichts dieser Erkenntnisse werben auch Gerald Hüther und Inge Krens in ihrem spannenden Buch „Das Geheimnis der ersten neun Monate“ für mehr Elternkompetenz und Verständnis für die Situation und singuläre Verantwortung der Eltern. Sie schreiben: „Es ist an der Zeit, werdenden Eltern nicht nur mit naturwissenschaftlichem Interesse zu begegnen, sondern mit ein wenig Einfühlung und Verständnis für ihre innere Situation. Immerhin bilden sie nicht nur die physische, sondern auch die emotionale Matrix, in die sich das ungeborene Kind hineinentwickelt“. Diese Matrix ist keine konstante, unveränderbare Backform, sondern ein dynamischer Prozess. So wie die sozio-ökonomischen bis hin zu den politischen Umweltbedingun-

gen sich auf das Kind auswirken, ebenso „bedeutsam ist für die Lebenswelt des ungeborenen Kindes die Qualität der Beziehung, die seine Eltern miteinander leben“. Schon das ungeborene Kind braucht, wie das geborene in den allerersten Jahren, Schutz, Geborgenheit, Sicherheit, emotionale Stabilität. Daher ist es nur natürlich, im wahrsten Sinn des Wortes, dass Frauen in der Schwangerschaft ihren Mutterinstinkt schärfen, selbst wenn sie berufstätig sind. Plötzlich sehnen sich harte, berufstätige Frauen auf einmal nach Zärtlichkeit, nach Innerlichkeit und nach Zeit für sich und ihr Baby. Die berühmte Vereinbar-

keit wird dann als das empfunden, was sie de facto ist: Eine Doppelbelastung.

Gerade die genannten Beispiele legen den Schluss nahe, dass die Kreativität viel mit Familie zu tun hat, mit einer anregenden, emotional liebevollen Umgebung in den frühen Jahren. Aber wie kommt Kreativität zustande? Wie werden die Stimuli im Hirn und Bewusstsein verarbeitet, so dass Ideen entstehen? Die Hirnforschung steht hier offenbar noch vor einer Reihe ungeklärter Fragen. Sicher ist, wie die Entwicklungspsychologin Sabina Pauen schreibt, dass sich das Gehirn in keinem Alter stärker verändert als in den ersten Lebensjahren, dass jede Entwicklung immer das Resultat einer Kombination aus Anlage und Umwelt und dass Stimulation dafür grundlegend ist. „Die zum Teil dramatischen Veränderungen unseres Gehirns während des ersten Lebensjahres sprechen eindeutig dafür, dass geistige Prozesse bereits bei den ganz Kleinen eine große Rolle spielen. Das Gehirn reift nicht im luftleeren Raum, sondern es ist auf Stimulation angewiesen, damit diese Veränderungen überhaupt stattfinden können. Das gilt insbesondere für den Auf- und Abbau neuronaler Verbindungen“. Aus der Bindung entsteht eine Disposition zur Bildung. Das ist mehr als Lernen. Das ist Lebensmut, Lebenwollen, Offenheit für das Leben.

Die Familie bleibt, wie der spanische Philosophieprofessor Rafael Alvira schreibt, „der Ort der Wiederkehr“ für Fühlen und Denken, für das Urvertrauen und die Empathie und nicht zuletzt für das soziale Verhalten. Sie ist für all das Wiege oder Abgrund. Die Natur hat die Eltern, insbesondere die Mütter, in den ersten drei Jahren des Kindes mit großen Fähigkeiten und Eigenschaften ausgestattet, gerade diese Wiege zu schaukeln und dem „menschlichen Imperativ“ zu folgen. Wenn man diese Fähigkeiten verbessern, also die Elternkompetenz stärken würde, dann wären die professionellen Hände der Mütter und Väter nicht zu überbieten. Man bräuchte sich nicht mit den Ideologen in der Politik, insbesondere im Familienministerium auseinanderzusetzen. Und die Gesellschaft wäre solidarischer und menschlicher. □



*Die Bindung, die am tiefsten prägt:
Alles, was von Mama kommt, ist gut.*

„Wir müssen um Europa kämpfen!“

Interview zur Europawahl am 7. Juni 2009

Herr Posselt, in diesem Sommer wird das direkt gewählte Europaparlament 30 Jahre alt. Sie haben dort von Anfang an mitgewirkt, zuerst als Assistent von Otto von Habsburg und als Journalist, seit 1994 als CSU-Abgeordneter. Wie hat sich diese Institution seit 1979 entwickelt?

Zunächst war das Parlament nur eine beratende Versammlung mit bestenfalls einer gewissen haushaltspolitischen Kompetenz, aber beseelt vom Geist, ein politisch handlungsfähiges Europa auf der Basis der Völkerverständigung, wie sie Straßburg so herrlich symbolisiert, zu errichten. Heute machen wir 60 Prozent aller Gesetze, also mehr als Bundestag und Landtag zusammen, bestimmen über den EU-Haushalt, wählen den Kommissionspräsidenten und entscheiden über die Kommission, die wir auch durch ein Misstrauensvotum stürzen können, ratifizieren völkerrechtliche Verträge der EU als der größten Wirtschaftsmacht der Welt mit anderen Staaten und befinden rechtsverbindlich über Beitritte. Doch sind wir nicht nur zuständigkeitsmäßig gewachsen, sondern auch, was die Nationen betrifft. 1979 waren wir neun, jetzt sind wir 27.

Fühlen Sie sich als Christ in diesem großen Parlament mit seinen derzeit 785 und in der nächsten Periode 736 Abgeordneten, unter denen 99 deutsche sind, nicht manchmal etwas isoliert? Können Sie in Straßburg als Einzelner überhaupt etwas bewirken?

Wir sitzen im Europaparlament nicht nach Nationen, sondern nach Fraktionen, die nationenübergreifend sind und weltanschaulich orientiert. Derzeit ist die stärkste Fraktion mit 288 Mitgliedern die Europäische Volkspartei (EVP), zu der die 40 Parlamentarier von der CDU und

wir 9 CSU-Abgeordneten gehören. Die Sozialisten, bei denen die SPD mitwirkt, sind 217, die Liberalen samt FDP 100, die Grünen 43 (13 aus Deutschland) und die Linke 41, davon 7 von der PDS, inzwischen Linkspartei. 96 – unter ihnen kein einziger Deutscher – sind entweder fraktionslos oder Angehörige von zwei kleinen Rechtsfraktionen.

Da bei uns kein Fraktionszwang herrscht, ist der Einzelne ziemlich frei, um für seine Überzeugung Mehrheiten zu erkämpfen – quer durch die Nationen und Fraktionen. Dafür muss er aber hart arbeiten, viele Leute kennen und sehr präsent sein. Noch wichtiger ist: Er braucht Verbündete, und die hat die sehr geschlossene CSU-Gruppe vor allem in der großen EVP-Fraktion. Das macht uns so wirksam, und wir können trotz oftmals harten Gegenwindes viel im Sinne christlicher Grundsätze erreichen.

Manchmal hat man das Gefühl, Christentum und EU driften auseinander. Wie christlich ist Europa überhaupt?

Europa kann nur so christlich sein wie seine Menschen und, wenn ich es etwas zuspitzen darf, auch nur so christlich wie seine Christen. Auf dem Papier sind wir mehr als 80 Prozent der halben Milliarde EU-Bürger. Wenn sich alle entsprechend engagieren würden, käme an dieser Macht niemand vorbei. Doch auch eine wirklich glaubensstarke und lebendige Minderheit, die immer noch größer ist als die meisten anderen Gruppierungen, könnte und kann viel bewegen.

Wenn die Mehrheit der Europäer zumindest aus Kulturchristen besteht, wie Sie sagen, genügt es dann, wenn wir uns in Europa auf dessen christliche Tradition stützen?



Als Präsident der christlich orientierten Paneuropa-Union Deutschland und als Kuratoriumsmitglied der Kongresse „Freude am Glauben“ engagiert sich der Münchener CSU-Politiker Bernd Posselt für ein christliches Europa. Im Vorfeld der Europawahl vom 7. Juni 2009 gibt Posselt, der seit 1994 Bayern im Europäischen Parlament vertritt, im „Fels“-Interview Antworten auf europapolitische und grundsätzliche Fragen.

Diese christliche Tradition ist herrlich. Man sieht das an unserem schönen Straßburger Parlamentsgebäude, das ein eindrucksvolles Beispiel moderner christlicher Architektur ist. Die Säulen haben als Grundriss ein Kreuz, und der mächtige Rundbau öffnet sich zum Straßburger Münster hin – als Symbol nicht nur der Versöhnung, sondern auch des christlichen Abendlandes. Die Architekten sprechen in ihrem Buch zum Bau von einem Dialog des heutigen Europa mit seinem christlichen Erbe.

Doch bei aller Begeisterung über unsere christliche Tradition genügt mir das nicht. Es ist wahr: Im Mittelpunkt unserer Städte und Dörfer stehen Dome und Kirchen. Die europäische Kultur ist viel älter als die Nationalstaaten und wurde in der Spätantike aus der Verschmelzung von christlichem Glauben, griechi-

scher Philosophie und römischem Recht geschaffen. Diese Idee haben die christlichen Gründerväter Adenauer, Schuman und De Gasperi nach dem Zweiten Weltkrieg aus den Trümmern des Nationalismus wieder ausgegraben und erneuert. Ohne diese christlichen Wurzeln würde Europa sterben; doch wir brauchen mehr als den Blick zurück.

Was meinen Sie damit?

Bei aller Liebe zur Tradition will ich kein Europa, in dem wir amerikanische und japanische Touristen gegen Trinkgeld durch unsere Dome und Kirchen führen und ihnen sagen: Das war einmal unser christliches Abendland. Der Glaube muss lebendig sein und hat sich im Verlauf der Geschichte auch immer wieder kraftvoll erneuert. Jenen, die meinen, unser Glaube befinde sich in

einem unaufhaltsamen Abstieg, hat der verstorbene Pariser Erzbischof Kardinal Lustiger den schönen Satz entgegeng gehalten: „Das Christentum in Europa steckt eigentlich noch in den Kinderschuhen.“ Damit wollte er sagen: Es hat zwar eine große Geschichte, aber eine noch größere Zukunft. Dies entspricht dem Geist der Frohen Botschaft. Die vielen neuen Gemeinschaften in unserer Kirche sind eines der Zeichen dafür, dass Lustiger recht hatte. Dies muss sich auch in der Politik niederschlagen. Wir Christen sollen nicht nur Gralshüter eines bedeutenden kulturellen Erbes sein, sondern Salz der Erde.

Das klingt zwar schön, aber hat es auch Auswirkungen auf die praktische Europapolitik?

Ja. Im Europäischen Parlament fällen wir fast jeden Tag Entscheidungen, bei denen wir als Christen gefordert sind. Es finden dort Schlachten um den Schutz des Lebens und um die Familie statt. Es geht um die Frage, ob der rechtliche Schutz der menschlichen Person auch in vollem Umfang für Ungeborene, Alte, Kranke, Behinderte oder Schwache gilt. Besonders bei den ethischen Grenzen der Forschungsförderung hat hier das Europaparlament ein gewichtiges Wort mitzureden. Heiße Debatten finden aber auch jenseits der eigentlichen EU-Zuständigkeiten statt, weil die linken und liberalen Kräfte über Resolutionen, also über das so genannte „soft law“, das ist eine Art politischer Gehirnwäsche, versuchen, den Begriff der Ehe von dem der Familie abzukoppeln und außerdem beides anders zu definieren. Ehe soll nicht mehr wie seit Adam und Eva die auf Dauer angelegte Verbindung zwischen Mann und Frau sein, die durch gemeinsame Kinder zur Familie wird, sondern diese Kreise versuchen alle möglichen Formen des Zusammenlebens auf dieselbe Stufe wie Ehe und Familie zu stellen, einschließlich gleichgeschlechtlicher Lebensgemeinschaften. Dies ist genauso wie die Aushöhlung des Lebensschutzes völlig inakzeptabel, und wir müssen dem, wo wir können, kämpferisch entgegentreten.

Aber haben Sie angesichts der Mehrheitsverhältnisse in Parlament und Gesellschaft überhaupt eine Chance, sich damit durchzu-



setzen? Finden Sie in der europäischen Christdemokratie oder gar darüber hinaus Unterstützung?

Entscheidungen in diesen Fragen fallen oftmals äußerst knapp. In vielen Fragen der Bioethik, insbesondere der Förderung von Forschungsprojekten mit embryonalen Stammzellen, beim Embryonenschutz insgesamt oder auch bei der Patentrichtlinie für biotechnologische Erfindungen haben wir uns immer wieder mit einer oder einigen wenigen Stimmen Vorsprung durchgesetzt. Auf der anderen Seite haben wir oftmals genauso haarscharf verloren. Nach der letzten Europawahl ging es darum, ob mein Freund Rocco Buttiglione, ein großer italienischer Philosoph und Politiker, EU-Kommissar werden sollte oder nicht. Unter der Führung des deutschen FDP-Abgeordneten Alexander Alvaro liefen SPD, Kommunisten, Grüne und Liberale im zuständigen Innenausschuss - Buttiglione sollte nämlich Innenkommissar werden – Sturm gegen ihn, weil er sich offen zu seinen christlichen Überzeugungen bekannte. Er wurde dann mit einer Stimme Mehrheit abgelehnt, was zeigt, wie wichtig es ist, bei der kommenden Europawahl am 7. Juni die christlichen Kräfte zu stärken und nicht zu schwächen.

Bei Fragen der Katholischen Soziallehre finden wir Unterstützung bei manchen Sozialdemokraten, auf dem Gebiet der Bioethik bei manchen Grünen. Mit der FDP gibt es bei diesen Themen die geringsten Schnittmengen.

Was die Christdemokratie betrifft, so ist sie zumindest mehrheitlich auf unserer Seite, was sich seit der EU-Osterweiterung erfreulicherweise erheblich verstärkt hat. CDU und CSU sind in Straßburg bei bioethischen und auch bei familienpolitischen Fragen meist geschlossen auf der christlichen Seite, bei Stammzellforschung etwa, anders als in Berlin, sogar einstimmig. Darauf können wir stolz sein, und diesen Kurs müssen wir fortsetzen.

Das ist nicht unerfreulich, aber reicht bei weitem nicht aus. Können Christen außerhalb der Europäischen Institutionen etwas tun, um die christlichen Kräfte dort, die immer wieder in die Defensive geraten, zu stärken?

Eine ganze Menge. Zunächst einmal ist es wichtig, am 7. Juni zur Wahl zu gehen oder, wenn man, etwa wegen der Pfingstferien, verhindert ist, rechtzeitig Briefwahl zu machen. Auch Verwandte, Freunde und Bekannte sollten dazu ermutigt werden. Wer nicht wählt oder seine Stimme einer Protest- bzw. Splittergruppe gibt, stärkt nur das gegnerische weltanschauliche Lager. In Bayern kommt hinzu, dass die CSU allein in diesem Land so viele Stimmen braucht, dass es bundesweit mehr als fünf Prozent sind, sonst ist sie gar nicht mehr in Straßburg vertreten.

Wählen ist zwar wichtig, aber man kann noch viel mehr tun: An Veranstaltungen teilnehmen und dort gezielte Fragen stellen, Briefe an Politiker und Medien richten, sich in christlichen Organisationen und Bürgerinitiativen engagieren, überparteilichen Europa-Bewegungen wie der christlich orientierten Paneuropa-Union beitreten oder auch direkt in die C-Parteien gehen und dort den dezidiert christlich geprägten Flügel stärken. Wer dazu das Charisma hat, sollte sich sogar überlegen, einen entsprechenden Beruf zu ergreifen – als Abgeordneter, Assistent oder Journalist.

Aber haben nicht die Christen mit der Ablehnung des Gottesbezuges in der Europäischen Verfassung endgültig die Schlacht um Europa verloren?

Das ist beileibe nicht der Fall. Erstens ist die Tagespolitik aus christlicher Überzeugung heraus noch wichtiger als jede noch so schöne Präambel. Zum zweiten steht im Reformvertrag von Lissabon, der an sich ein reines Organisationsstatut ist und kein Verfassungsvertrag, auf Betreiben von Bundeskanzlerin Merkel immerhin ein Passus in der Präambel, wonach die EU aus dem „kulturellen, religiösen und humanistischen Erbe“ Europas schöpft. Was soll dieses religiöse Erbe sein außer dem Christentum? Auf dem Weg zu einer echten europäischen Verfassung müssen wir dafür kämpfen, dass in dieser dann das Christentum ausdrücklich genannt und ein Gottesbezug verankert wird. Bis dahin brauchen wir den Lissabon-Vertrag, weil er die EU demokratischer und handlungsfähiger macht, Instrumente für eine gemeinsame EU-Außenpolitik schafft sowie viele Mängel und Nachteile des derzeit

gültigen Nizza-Vertrages beseitigt. Außerdem beinhaltet er die Grundrechtecharta, die die Menschenwürde wie im deutschen Grundgesetz an den Anfang stellt und in etlichen Bereichen – etwa bei der Bioethik – immerhin Mindeststandards schafft, die besser sind als die, die heute in vielen Mitgliedstaaten gelten, während es gleichzeitig jedem Mitgliedstaat vorbehalten bleibt, selbst durch eigene Gesetze höhere Standards zu setzen.

Dennoch gibt es gegen den Lissabon-Vertrag erhebliche Bedenken. Ist die EU-Reform wirklich so wichtig?

Ja, denn die jetzige EU-Struktur entspricht im wesentlichen der, die man für sechs bis zwölf Mitgliedstaaten aufgebaut hat. Heute sind es aber 27, und die Welt ist auf vielen Gebieten wesentlich schwieriger und gefährlicher geworden. Deshalb brauchen wir eine echte europäische Macht, die sich durchsetzen kann, unser in der christlichen Soziallehre wurzelndes Sozialmodell und unsere christlich-freiheitlichen Werte schützt. Die USA nehmen immer weniger Rücksicht auf Europa – dies hat jüngst der Versuch Präsident Obamas bewiesen, gegen unseren Willen eine türkische EU-Mitgliedschaft durchzudrücken. Russland missbraucht seine Energiemacht für erpresserische Vorkriegspolitik, und mit China und Indien sowie der islamischen Welt sind für uns völlig neue außen- und sicherheitspolitische Herausforderungen entstanden. Wir Europäer sind nur noch sieben Prozent der Weltbevölkerung und sind nur gemeinsam handlungsfähig. Weltweit werden die entscheidenden Ressourcen, nämlich Wasser, Nahrung und Energie, immer knapper und immer teurer. Eine Reorganisation des weltweiten Finanzsystems ist auch nur durch ein starkes Europa möglich, ebenso die Verwirklichung globalisierter Umwelt- und Sozialstandards. Deshalb brauchen wir eine friedliche Weltmacht Europa, aber die wird es nur geben, wenn die Hausordnung stimmt: Handlungsfähig nach außen, aber frei, antibürokratisch und dezentral nach innen durch Festigung unserer Demokratie und unseres christlichen Fundaments, ohne das wir keine Zukunft haben.

Wir danken für das Interview, das Interview führte Prof. Dr. Hubert Gindert □



„Europa ist uns näher als wir denken.“

Der CSU-Europaabgeordnete Martin Kastler will in Straßburg und Brüssel für wertebewusste Politik und eine klare Sprache in Sachen Europa eintreten. Im FELS steht der 35 Jahre alte Jungpolitiker aus Mittelfranken Rede und Antwort zu wichtigen Fragen im Vorfeld der Europawahlen am 7. Juni.

FELS: Herr Kastler, in der Politik werden gerade vor Wahlen die „Werte“ beschworen. In der Europapolitik scheint das noch mehr der Fall zu sein. Was ist Ihnen wertvoll, was sind europäische Werte?

Kastler: Wertvoll ist einem das, was man persönlich als „heilig“, als unbedingt notwendig erachtet. Meine Familie ist mir wertvoll, mein Glaube ist mir heilig. In der Familie finde ich meine erste Heimat und meine letzte Zuflucht, im Glauben den Grund meiner Hoffnung. Viele meinen, das habe nichts mit Politik zu tun. Sie täuschen sich. Die Politik greift immer stärker in unser Leben ein. Wenn meine Frau und ich unser Familienleben aufgrund einer entgegengesetzt orientierten Familienpolitik in Berlin nicht mehr so gestalten können, wie wir es richtig fänden, geht das an die Substanz. Wenn Antidiskriminierungsrichtlinien in Brüssel den Kirchen das Leben und Wirken in der Gesellschaft schwer machen, hat das Folgen für mein Glaubensleben. Bei den europäischen Werten halte ich es mit dem ehemaligen Bundespräsidenten Theodor Heuss: Europa wurde auf drei Hügeln erbaut, der Akropolis als Symbol der griechischen Philosophie und Demokratie, dem Kapitol als Zeichen des römischen Rechts und Golgota als Erinnerung an den christlichen Glauben. Daraus lässt sich an europäischen Werten eine Menge ableiten.

FELS: Sie nennen das Stichwort Familie – an welchen Werten sollte sich denn Ihres Erachtens Familienpolitik in unserem Land ausrichten?



Fränkisch, Kritisch, Kastler: Martin Kastler setzt auf bewährte Werte – und moderne Politikansätze

Kastler: Leistungsgerechtigkeit, Wahlfreiheit und Chancengleichheit. Das sind die drei Schlüsselbegriffe für die Familienpolitik. Wenn wir Kinder, eine Zukunft haben wollen, dann müssen wir die Leistung von Eltern in unserem Land endlich angemessen honorieren. Die Politik hat sich hier an das entsprechende Urteil des Bundesverfassungsgerichts aus dem Jahr 1999 zu halten, wonach der generative Beitrag des Aufziehens von Kindern für die Sozialsysteme genauso wertvoll ist wie der monetäre Beitrag aller Beitragszahler. Des Weiteren braucht es echte Wahlfreiheit. Die derzeit vorgenommene einseitige Förderung der außerhäuslichen Erziehung hält diesem Test nicht stand. Auch haben wir trotz unseres Reichtums immer noch keine Chancengleichheit: Weniger Kinder müssen morgen unseren Wohlstand garantieren – dafür brauchen sie dieselben Aufstiegschancen durch Bildung.

FELS: Die Familie als Institution leidet auch unter anderen Angriffen – so etwa denen einer Antidiskriminierungsrichtlinie, die das deutsche Eherecht „zwangsverschärft“. Was hat es damit genau auf sich?

Kastler: Sie sprechen die Antidiskriminierungsrichtlinie II an, ein Ungetüm linker Politik in Brüssel. Demnach bleibt die Definition von

Familie zwar nationale Angelegenheit, die Gestaltung verschiedener Rechtsinstitute unterliegt jedoch der gemeinsamen Richtlinie. Wenn ein Mitgliedsland also so etwas wie eingetragene Lebenspartnerschaften zwischen gleichgeschlechtlichen Partnern einrichtet, muss es die davon Betroffenen nach dem Gleichbehandlungsgrundsatz genauso behandeln wie Eheleute. Eine Lösung wie die deutsche, wonach es das Rechtsinstitut gleichgeschlechtlicher Partner zwar gibt, ihm aber bestimmte Rechte wie Adoption vorenthalten werden, ist demnach nicht mehr möglich. Die Richtlinie führt also zur Situation: alles oder nichts, eine Zwangsradikalisierung also. So sieht linke Politik aus.

FELS: Die Befürworter einer Antidiskriminierungsrichtlinie haben sicher gute Absichten, doch Sie warnen nun vor den Gefahren. Welchen grundsätzlichen Denkfehler begehen denn die Unterstützer politischer Gleichbehandlung?

Kastler: Lassen Sie mich eines zu Beginn festhalten: Niemand ist für Diskriminierung und jeder für Gleichbehandlung vor dem Gesetz. Doch was ungleich ist, muss auch ungleich behandelt werden. Ich will Ihnen ein Beispiel aus meiner Heimat nennen: In Franken gibt es immer wieder Bestrebungen rechtsradikaler Kräfte, durch den Erwerb von öffentlichkeitswirksamen Immobilien auf sich aufmerksam zu machen. Die neue Richtlinie macht es Vermietern und Immobilienhändlern sehr schwer, das zu verhindern. Es macht aber einen großen Unterschied für eine Nachbarschaft aus, ob ein Kindergarten oder ein Nazi-Zentrum in ihrer Mitte die Türen öffnet. Zeitungsverleger dürfen Anzeigen Linksradikaler oder Rechts-extremer nicht mehr mit Verweis auf die umstrittenen politischen Inhalte ablehnen. Das ist das Ergebnis strikter Gleichbehandlung. Ein anderes Beispiel: Wenn ich als Unternehmer eine Stelle ausschreibe und sich ein Bewerber ungerecht und ungleich



behandelt fühlt, liegt nach der neuen Richtlinie die Beweislast beim Unternehmer, dem Beklagten, nicht beim Bewerber als Ankläger. Hier wurde ein Rechtssatz umgekehrt, der über Jahrhunderte unser Rechtssystem geordnet hat. Bei allem guten Willen – solche Vorhaben sind politische Spielchen, die zu gesellschaftlichen Verwerfungen führen.

FELS: Thema-Wechsel: Gesellschaftliche Veränderungen waren auch bei einem politischen Projekt notwendig, das Ihnen am Herzen liegt, die Versöhnung der Völker nach dem Zweiten Weltkrieg. Welchen Ansatz verfolgen Sie hier?

Kastler: Eben den der Versöhnung und nicht den der bloßen Interessenvertretung. Meine Frau ist Tschechin, ich bin Deutscher. In der Verständigung zwischen unseren beiden Völkern hat sich in den letzten Jahrzehnten unglaublich viel getan. Bedingung war, dass man sich tatsächlich gegenseitig vergeben hat. Nach über 60 Jahren noch aufzurechnen und menschliches Leid aufwiegen, entschädigen und gutmachen zu wollen, halte ich für ein nicht umsetzbares politisches Unterfangen. Die Kirchen haben mit genau dieser Haltung der bedingungslosen Versöhnung einen großen Beitrag zur Aussöhnung nach dem Zweiten Weltkrieg geleistet – hier sei etwa an den „Speckpater“ Werenfried van Straaten erinnert,

der mit diesem Ansatz das Hilfswerk Kirche in Not ins Leben gerufen hat.

FELS: Kirche in Not, so könnte man auch die Situation der Kirche in mancher bioethischen Debatte unserer Tage beschreiben. Der politische Kampf für den Schutz des ungeborenen Lebens scheint nur noch aus Rückzugsgefechten zu bestehen. Wo stehen Sie?

Kastler: Auf der Seite des Lebens. Was Sie sagen, stimmt leider – besonders mit Blick auf die europapolitische Diskussion. Hinsichtlich des Lebensschutzes verhindern wir in Brüssel und Straßburg eher als dass wir offensiv tätig werden könnten. Aber wir müssen dokumentieren, dass uns die Unantastbarkeit des menschlichen Lebens heilig ist. Das hat Implikationen für viele Bereiche: Den Schutz der Ehe, den Schutz des ungeborenen Lebens von Befruchtung bis Geburt, die Förderung der Familie und ein entschiedenes Eintreten für einen natürlichen Umgang mit dem Tod als Teil des Lebens.

FELS: In einer anderen Frage sind Sie selbst offensiv aktiv geworden. Durch eine schriftliche Erklärung gemeinsam mit anderen Kollegen wollen Sie den Schutz des arbeitsfreien Sonntags sicherstellen. Was treibt Sie an, wie gehen Sie dabei vor, auf welche Reaktionen stoßen Sie damit?

Kastler: Es gibt verschiedenste Gründe, für den arbeitsfreien Sonntag einzutreten. Das dokumentiert auch die breite Koalition der Initiatoren unserer Erklärung: Anna Zaborska aus der Slowakei ist eine bekannte Kämpferin für christliche Werte, doch der französische Kollege Cottigny etwa tritt als Gewerkschafter aus ganz anderen Gründen für den Schutz des Sonntags ein. Dasselbe gilt für die liberale Kollegin Toia aus Italien und den europakritischen Abgeordneten Szymanski aus Polen. Wir haben viele Unterschriften gesammelt – doch noch reicht es nicht. Bis zum 7. Mai haben wir Zeit, dann müssen mehr als die Hälfte aller Abgeordneten unterzeichnet haben. Die Kirchen unterstützen uns genauso wie die Gewerkschaften.

FELS: Viele Konservative verbinden mit Europa ein eher ungutes Gefühl. Was raten Sie diesen Menschen?

Kastler: Ich ermuntere solche Menschen, sich selbst einzubringen, mit den Mitteln, die man eben zur Verfügung hat. Das Beispiel Sonntagschutz dokumentiert es: Wir müssen unsere Anliegen und unsere Themen selbst platzieren. Wenn wir uns aus allem raushalten und Parallelwelten aufbauen wollen, dann haben wir bereits aufgegeben. Christlich ist das nicht.

Wir danken für das Interview □



Bei der Arbeit: Kastler im Straßburger Plenum des Europaparlaments



Kennen sich seit Jahren gut: Kastler und der Parlamentspräsident Hans-Gert Pötering

In Treue zum Papst – die Priesterbruderschaft St. Petrus

Ihr besonderes Charisma: Feier der außerordentlichen Form des römischen Ritus

In den vergangenen Wochen musste der Hl. Vater eine Medienschlacht bisher ungekannten Ausmaßes überstehen: Benedikt XVI. hatte die Exkommunikation jener Bischöfe aufgehoben, die Erzbischof Lefebvre im Sommer des Jahres 1988 gegen den Willen des Hl. Stuhls geweiht hatte. Die Kritiker der Aufhebung bezogen sich u. a. auf die unhaltbaren Äußerungen eines dieser Bischöfe über den Holocaust.

Die unerlaubten Bischofsweihen des Jahres 1988 waren nicht nur Anlass dieser Exkommunikationen,

Welt ausbreiten. Mittlerweile arbeiten wir auf vier Kontinenten in 16 Ländern und an 191 Seelsorgsstellen. Unsere Mitglieder leben in 97 Niederlassungen und werden in zwei Seminarien – Wigratzbad im Allgäu und Denton/Nebraska – ausgebildet. Fest in die Gemeinschaft eingegliedert sind derzeit 194 Priester und Diakone.

Die Priesterbruderschaft St. Petrus ist eine „klerikale Gesellschaft apostolischen Lebens“, das heißt eine ordensähnliche Gesellschaft von Priestern und Diakonen, die ein Leben in

naristen auf die Priesterweihe vor, in Denton sind es 62. Unsere Gemeinschaft ist „päpstlichen Rechts“, d.h. sie untersteht in ihrer Leitung direkt dem Hl. Stuhl. An der Spitze der Priesterbruderschaft St. Petrus steht der Generalobere mit Sitz in Freiburg/Schweiz. P. John Berg, ein Amerikaner, wurde auf dem Generalkapitel im Jahr 2006 gewählt und wird die Gemeinschaft insgesamt sechs Jahre leiten. Ihm zur Seite steht der ebenfalls gewählte Generalrat und die von ihm ernannten Distrikts- und Regionaloberen.



Pater Axel Maußen FSSP

Geboren am 01.03.1968 in Bad Godesberg. Von 1987 bis 1989 studierte er an der katholisch-theologischen Fakultät der Universität Bonn als Priesteramtskandidat der Erzdiözese Köln, und von 1989 bis 1993 in Wigratzbad. Am 3. Juli 1993 wurde er von S.E. Kardinal Stikler zum Priester geweiht.

Nach einigen Jahren seelsorglichen Wirkens in Stuttgart, Salzburg und Wien wurde ihm 2003 die Leitung des deutschsprachigen Distrikts der Priesterbruderschaft St. Petrus mit dem Sitz in Wigratzbad anvertraut.

sondern führten auch zur Gründung der Priesterbruderschaft St. Petrus durch eine Gruppe von Priestern und Seminaristen aus der Gemeinschaft des Erzbischofs, die den Schritt in die Trennung von Rom nicht mitgehen wollten. Sie wandten sich an den Hl. Stuhl, der schon wenige Wochen nach der Bischofsweihe die Gründung der neuen Gemeinschaft offiziell bestätigte.

In den nun folgenden bald 21 Jahren hat sich die Priesterbruderschaft St. Petrus dynamisch entwickelt: Von ihrem Mutterhaus in Wigratzbad aus konnte sie sich fast über die ganze

Gemeinschaft nach dem Vorbild der Apostel führen, also nicht klösterlich abgeschieden oder kontemplativ, sondern tätig in der Welt. Unsere Konstitutionen legen einen großen Wert auf das Gemeinschaftsleben, weshalb wir in der Regel – wenn die Umstände es erlauben – in kleinen Kommunitäten von zwei oder mehr Mitgliedern in unseren Niederlassungen zusammenleben. Die beiden Ausbildungsstätten in Wigratzbad (Priesterseminar St. Petrus) und in Denton/USA bilden hierbei naturgemäß eine Ausnahme: In Wigratzbad bereiten sich derzeit etwa 66 Semi-

Der Begriff „apostolisches Leben“ umfasst im Falle der Priesterbruderschaft St. Petrus nahezu alle nur denkbaren Felder der Seelsorge, denn wir sind durch unsere Statuten nicht auf bestimmte Formen der Pastoral festgelegt, wie z.B. die Schulkinder. So finden sich in unseren Reihen neben einer Mehrzahl von Priestern, die in Gemeinden arbeiten, auch Gefängnis- und Militärseelsorger, Missionare in Afrika, Lehrer an Schulen und Hochschulen, Krankenhaus- und Altenheimseelsorger, sowie ein Mitbruder, der seinen Dienst in einer apostolischen Nuntiatur leistet.



All dies würde uns aber noch nicht so sehr von anderen Gesellschaften apostolischen Lebens unterscheiden, wenn wir nicht unser besonderes Charisma in der Feier der Liturgie nach den Büchern, wie sie vor der letzten Liturgiereform üblich waren, sähen. In seinem Motu Proprio „Summorum Pontificum“ hat Papst Benedikt XVI. den Gebrauch dieser „außerordentlichen Form“ des Römischen Ritus wieder sehr weitgehend freigegeben. Indem wir an dieser Form der Liturgie festhalten und den Menschen einen Zugang dazu geben wollen, möchten wir unseren Beitrag zur Erhaltung der liturgischen Tradition des Westens mit ihrer großen theologischen Klarheit leisten, was mit Sicherheit auch zu einer Neubewertung im Bezug auf die Feier der erneuerten Liturgie führen wird und ein großes Anliegen unseres jetzigen Hl. Vaters ist. Aus diesem Grund wollen wir uns in der Zukunft noch vermehrt dem Studium der Liturgie widmen.

Bei all den oben genannten unterschiedlichen Aufgaben, die Mitglieder unserer Gemeinschaft in der

Kirche erfüllen, liegt dennoch ein gewisser Schwerpunkt auf der Gemeindepastoral. Unser Ziel ist es, vor allem in den größeren Zentren präsent zu sein, um dort den Gläubigen, die die Feier der Liturgie in der außerordentlichen Form wünschen, zu dienen, indem wir uns bemühen, ein lebendiges Gemeindeleben aufzubauen, die Spendung der Sakramente im überlieferten Ritus sicherzustellen und den katholischen Glauben unverfälscht und in seiner ganzen Fülle zu verkünden.

Werfen wir in diesem Zusammenhang einen Blick auf den deutschsprachigen Raum: Der deutschsprachige Distrikt umfasst die drei Länder Deutschland, Österreich und Schweiz. Die etwa 30 Mitbrüder sind auf derzeit 14 feste Niederlassungen verteilt und verrichten ihre Arbeit überwiegend in den zum Teil noch erst im Aufbau befindlichen Gemeinden. Seit dem Motu Proprio „Summorum Pontificum“ vom 7. Juli 2007 hat sich unser Arbeitsfeld insbesondere in Deutschland sehr vergrößert. Immer wieder erreichten uns Anfragen von Diözesen, Pfarren und

Gruppen nach der Zelebration der hl. Messe in der außerordentlichen Form, denen wir nach unseren Möglichkeiten nachgekommen sind.

Ein dankbares Arbeitsfeld stellen auch die verschiedenen Freizeitangebote für Kinder, Jugendliche und Familien dar, denen wir uns im Rahmen der Gemeindefarbeit und auch überregional widmen. Sehr beliebt sind die alljährlich im Sommer stattfindenden religiösen Familienfreizeiten. Neben dem eigentlichen Freizeitprogramm steht der religiöse Aspekt im Mittelpunkt: die Katechese, der Sakramentenempfang und der Austausch unter Gleichgesinnten.

Seit 1988 steht die Priesterbruderschaft St. Petrus im apostolischen Dienst an den Menschen gemäß dem Sendungsauftrag unseres Herrn. Viel Gutes und Schönes ist in dieser Zeit geschehen, für das wir dankbar sind. Trotz der in vielen Bereichen krisenhaften Anzeichen eines großen Umbruchs blicken wir dennoch hoffnungsvoll in die Zukunft, denn wir wissen uns geborgen in der Hand des Herrn. □



Erinnerung – aber an die historische Wahrheit

*Ein Interview mit dem Historiker Michael F. Feldkamp
über die Kirche in der NS-Zeit*



Michael F. Feldkamp, geboren 1962, ist promovierter Historiker. Nach historischen und kirchenhistorischen Studien in Bonn und an der Päpstlichen Universität Gregoriana in Rom war er Mitarbeiter im Archiv des Deutschen Bundestages und am Institut für Zeitgeschichte in Berlin. Neben seinen Forschungen zur Geschichte des Deutschen Bundestages veröffentlichte er zur Papstgeschichte, den Historischen Hilfswissenschaften und zur kirchlichen Zeitgeschichte. Er lebt mit seiner Familie in Berlin.

Buchtipp

Michael F. Feldkamp
Mitläufer, Feiglinge, Antisemiten? Katholische Kirche und Nationalsozialismus; gebunden, 208 Seiten, EUR 18,90 (D), sFr 34,70, EUR 19,50 (A) ISBN 978-3-86744-065-3
Rezensions im nächsten FELS

1 Der 50. Todestag Pius' XII. und die derzeit in München gezeigte Ausstellung über diesen Papst haben in den Medien ein großes Echo ausgelöst. Warum sorgt das Thema Kirche und Nationalsozialismus immer noch für Aufregung?

Die Aufregung um die Rolle der katholischen Kirche im Nationalsozialismus verdanken wir dem verleumderischen Theaterstück des Schriftstellers Rolf Hochhuth „Der Stellvertreter“ aus dem Jahre 1963. Darin wird unterstellt, Pius XII. habe eine Mitverantwortung an der Vernichtung der europäischen Juden durch die Nationalsozialisten, weil er als Papst nicht gegen den Holocaust protestiert habe. Hochhuth stellte damit die These auf, dass Pius XII. durch seinen Protest den Judenmord hätte verhindern können.

Der Dämonisierung durch Hochhuth steht aber das Bild vieler Menschen, Christen wie Juden entgegen, die dankbar an die große Bedeutung des Papstes während des Nationalsozialismus und im Nachkriegseuropa erinnern. Sie wissen auch, dass dieser Papst das Leben vieler tausender verfolgter Menschen gerettet hat.

Die aktuelle Diskussion wird durch zwei Ereignisse geschürt. Dass seit 1965 betriebene Seligsprechungsverfahren für Pius XII. wurde vor einigen Monaten abgeschlossen. Nun muss nur noch der Papst das Dekret unterschreiben. Genau das aber wollen die Menschen verhindern, die sich das durch die Medien seit 40 Jahren verbreitete Bild des verteufelten Papstes zu Eigen gemacht haben.

Gleichzeitig hat noch Papst Johannes Paul II. die Vatikanischen Geheimarchive zunächst bis 1939 der Öffentlichkeit zugänglich gemacht. Mit jedem Aktenstück, das die Historiker dort finden, wird erneut klar, dass Pius XII. kein Freund der Nazis

war, dass er kein Antisemit war und sich weder von den Kommunisten noch den Nationalsozialisten vereinnahmen ließ.

2 Der Hauptvorwurf lautet, die Kirche habe sich mit dem Nationalsozialismus arrangiert. Sie hingegen empfehlen eine differenzierte Sichtweise.

Als Historiker empfehle ich immer und in jedem Fall eine differenzierte Sicht und so gerade, was die Haltung der katholischen Kirche im Nationalsozialismus anbetrifft. Alleine bei dem Begriff „die katholische Kirche“ bitte ich doch genau hinzusehen, wer das im Einzelnen ist, und mit welcher Autorität er spricht oder handelt. Es gibt zwar die Katholische Kirche, aber sie ist auch heute genauso plural wie unsere Gesellschaft.

Als Historiker sollte ich in der Lage sein, den Begriff „die katholische Kirche“ zu konkretisieren. Schauen Sie sich zum Beispiel die Bischöfe an: Es gab zwar – übrigens erst unter dem nationalsozialistischen Druck – eine Deutsche Bischofskonferenz, aber wie heute auch, waren dort alle Charaktere vertreten. Und da, wo man sich vielleicht auf heutiger Perspektive ein einheitliches Vorgehen gewünscht hätte, fehlte dieses in den Jahren 1933 bis 1945. Deswegen gab es ja den Eingabepolitiker Kardinal Bertram aus Breslau, der auf eine Entspannungspolitik mit Hitler setzte. Und es gab den preußischen Staatsrat Bischof Berning aus Osnabrück, der alles tat, die Lübecker Kapläne vor dem Tod zu retten. Und es gibt den „Löwen von Münster“ von Galen, den die Nazis als den „übelsten Hetzer gegen das Dritte Reich“ bezeichneten. Und schließlich war da der Münchener Kardinal Faulhaber, der in einem Predigtzyklus das Gemeinsame von Judentum, Christen-

tum gegen das Neuheidentum Hitlers abgrenzte.

3 Immer wieder kritisiert wird das Reichskonkordat von 1933. Es habe Hitler aufgewertet, so der Tenor in der historischen Literatur ...

Wer das sagt, fällt auf NS-Propaganda herein! Der NS-Propagandaminister Goebbels selbst hat immer davon gesprochen, dass der Vatikan mit dem Konkordat die Hitler-Regierung anerkannt habe. Aber das ist doch Blödsinn. Jeder Mensch weiß doch, dass mit einem bilateralen Staatsvertrag nicht eine konkrete Regierung anerkannt wird. Der päpstliche Staatssekretär Pacelli hat genau dieses sogar formuliert, dass auch jede nachfolgende deutsche Regierung an das Konkordat gebunden sei. Und wie lange sich Hitler als Reichskanzler halten würde, hat im April 1933 nun wirklich keiner wissen können.

Aber zum Reichskonkordat selbst: 1937 hatte wiederum Goebbels – übrigens zum ersten Mal – behauptet, dass die katholische Zentrumsparterie ihre Zustimmung zum Ermächtigungsgesetz vom März 1933 abhängig gemacht habe von der Bereitschaft der Reichsregierung, über ein Konkordat mit dem Heiligen Stuhl zu verhandeln. Doch dafür gibt es keine

Belege. Im Gegenteil! Fest steht: Hitler hatte den Vorschlag zu einem Konkordat der päpstlichen Kurie Anfang April 1933 unterbreitet. Da war das Ermächtigungsgesetz längst in Kraft getreten. Natürlich zielt eine solche Propaganda darauf ab, den Papst als Verbündeten Hitlers darzustellen. Für diejenigen, die der Nazi-Propaganda Glauben schenken wollen, ist das eine schöne These, den Papst auch noch für den Untergang der Weimarer Demokratie verantwortlich zu machen. Das ist für Kirchengegner, die ihr Demokratiefeindlichkeit unterstellen, ein gefundenes Fressen.

4 Offene Proteste gegen die Nazis seitens der katholischen Kirche waren selten. Warum?

Wer einen bestehenden Streit ernsthaft beilegen will, trägt ihn hinter verschlossenen Türen aus. Das macht man auch nur solange, solange man hofft, dass es eine Lösung des Konfliktes gibt. Die Öffentlichkeit sucht man im Streit nur, um entweder den schnellen medienwirksamen Effekt zu seinen Gunsten zu erhalten und um den Gegner bloßzustellen, der dadurch „sein Gesicht verliert“ und nachhaltig beschädigt wird.

Das ist ja auch der Grund, weswegen viele Katholiken die jüngst öffentlich geäußerte Kritik von deut-

schen Spitzenpolitikern am Papst übelnehmen. Es ist doch augenfällig, dass solche Politiker einen Streit nur schüren wollen, statt ihn beilegen zu wollen. Denn wenn sie an der Sache interessiert gewesen wären, hätten sie nicht die Öffentlichkeit suchen sollen, sondern den Weg des persönlichen Gesprächs oder der Diplomatie. Und das ist der Grund, weshalb die Bischöfe im „Dritten Reich“ in zahllosen Eingaben, Petitionen und Gesprächen sich für Verfolgte eingesetzt haben und dabei vielleicht mehr erreicht haben, als wenn sie statt dessen an die Öffentlichkeit gegangen wären. Die Bischöfe haben geglaubt und gehofft, so mehr erreichen zu können.

5 Aber zumindest der Protest gegen das Euthanasieprogramm – vor allem seitens des Münsteraner Bischofs Clemens August Graf von Galen – führte doch zur weitgehenden Einstellung dieser Tötungsaktionen ...

Sie meinen die beiden Predigten Galens vom Sommer 1941? Ja, im Alleingang suchte Galen mit seinen Predigten die Öffentlichkeit und erreichte, dass am 31. Juli 1941 von Hitler der Klostersturm und am 24. August 1941 die Ermordung von Geisteskranken gestoppt wurde. Galens Protest blieb für ihn selbst ohne

Wir bitten um Spenden für den

DER FELS

Katholisches Wort in die Zeit



www.der-fels.de

Liebe Fels Leser,

Wir hoffen auch weiterhin auf eine großzügige Unterstützung, die es uns möglich macht, die Arbeit zur Verbreitung und Verteidigung des katholischen Glaubens weiterzuführen. Wir vertrauen dabei wie bisher auf die finanzielle Hilfe unserer Freunde.

Mit allen, die sich mit uns verbunden wissen, sind wir im Gebet verbunden. Wir empfehlen sie dem Schutz der Mutter Gottes und der Fürsprache aller Heiligen und heiligmäßigen Zeugen unseres Glaubens, die wir „im Fels“ darstellen. Ein herzliches Vergelt's Gott!

Ihre Fels Redaktion

Sie erleichtern uns die Arbeit sehr, wenn Sie die vollständige Anschrift und die Beziehernummer auf dem Zahlschein angeben.

Konto Fels e.V.: Landsberg-Ammersee Bank eG, KontoNr.: 514 75 22,
BLZ: 700 916 00 weitere Banken siehe Impressum Seite 159

Folgen. Aber glauben Sie ja nicht, dass im Sommer 1941 die Verfolgung der katholischen Kirche zu Ende war. Danach ging es doch erst richtig los! Auch wenn hier medienwirksam Hitler die Aktionen beenden ließ, so wechselte er danach nur zu subtileren Methoden. Und auch die Ermordung von Kranken wurde öffentlichkeitswirksam zunächst unterbunden, aber danach sind noch Hunderte von Geisteskranken – nur nicht mehr ganz so schamlos – umgebracht worden. Das Beispiel hinkt also. Das Nachgeben des NS-Regimes war ein taktisches Nachgeben. Bedenken Sie bitte, die eigentliche NS-Tötungsmaschinerie setzte doch erst im Jahre 1942 ein.

6 Ein anderer Vorwurf lautet, dass sich die katholische Kirche kaum für die verfolgten Juden eingesetzt hat, und wenn, dann nur für getaufte Juden. Ist das ein Überrest des alten katholischen Antijudaismus?

Nein! Zunächst müssen wir festhalten, dass sich die katholische Kirche für die getauften Juden deswegen besonders eingesetzt hat, weil diesen umgekehrt von den jüdischen Hilfsorganisationen jegliche Hilfe verweigert wurde. Darüber hinaus sind zum Beispiel durch das Raffaelswerk und vergleichbare Organisationen in Italien Hunderte von Juden gerettet worden.

Aber nun mal Hand aufs Herz: Sie können doch in den Jahren von 1933 bis 1945 von einem braven Katholiken, der vielleicht auch noch sonntags in die Kirche geht, nicht erwarten, dass er zu Hause einen Juden versteckt, und sich gleichzeitig auf die Straße stellt, und kräftig über die Nazis schimpft. Wie soll das bitte schön gehen? Sie zogen mit ihrem Protest in einem Terrorregime unweigerlich die Aufmerksamkeit auf sich und mussten mit einer Verhaftung durch die Gestapo rechnen, und das nicht etwa auf offener Straße, sondern fernab der Öffentlichkeit in ihrer eigenen Wohnung. Das wusste jeder!

Ausstellung über Papst Pius XII.

Opus Justitiae Pax – Der Friede ist das Werk der Gerechtigkeit. Unter diesem Wahlspruch von Papst Pius XII. steht die Ausstellung über Leben und Werk dieses großen Papstes. Die Ausstellung wurde in Rom von der Päpstlichen Kommission für Geschichtswissenschaften unter Leitung von Prof. Dr. Walter Brandmüller organisiert und zuerst in Rom gezeigt. Im Februar und März 2009 war sie mit großem Zuspruch des Publikums in Berlin zu sehen. Der Berliner Autor Ingo Langner hat die Ausstellung eindrucksvoll gestaltet. Vom 17. März bis einschließlich 3. Mai 2009 ist nun die Ausstellung in der ehemaligen Karmeliterkirche in München, Karmeliterstr. 1 zu sehen.

Gezeigt werden Dokumente, Fotos und Gegenstände des privaten wie des dienstlichen Lebens von Eugenio Pacelli. Im Vordergrund des Interesses steht die Haltung des Nuntius Pacelli und späteren Pius-Papstes zu den beiden großen Ideologien Nationalsozialismus und Kommunismus. Es ist anrührend, anhand von Texten und Bildern nachzuvollziehen, wie heroisch der Papst für den Frieden und für die Rettung von Verfolgten jeder Provenienz kämpfte. „Retten statt reden“ war eine Handlungsmaxime des Papstes, obwohl er auch deut-

lich geredet hat, wo Schaden für die Verfolgten nicht zu befürchten war. Die Tatsache, dass der öffentliche Protest der holländischen Bischöfe gegen die Judendeportationen im Juli 1942 die Nazis zu noch schlimmeren Handlungen gereizt hat, musste berücksichtigt werden. Sonst müssten die katholischen Opfer nicht nach Tausenden, sondern ebenfalls nach Millionen gezählt werden. „Der Papst hat zum Holocaust trotzdem nicht geschwiegen und er hat viele Juden gerettet!“ Das wird dem Besucher beim Gang durch die Ausstellung klar, und er fragt sich beklommen, wie es zu dem falschen von Hochhuth geprägten Geschichtsbild kommen konnte. Die dankbaren Zeugnisse von geretteten Juden sind zahlreich.

Der Papst verurteilte den Antisemitismus und den Kommunismus. Er beauftragte die Nuntiatoren, alle ihnen zu Gebote stehenden Mittel auszuschöpfen, um möglichst viele Juden zu retten. In Italien wies er alle Klöster und alle kirchlichen Krankenhäuser an, Juden zu verstecken. In Portugal, wo Juden nicht verfolgt wurden, wies



er den Nuntius an, den Juden mit Geld und Reisedokumenten zu helfen, damit möglichst viele nach Amerika kamen. Die Dokumente zeigen das Mitgefühl des Papstes mit allen Gefährdeten und die Sorge um ihr Schicksal. In der Weihnachtsansprache 1942 beklagte er vor aller Welt das traurige Los derer, die schuldlos der Verfolgung, Verelendung und dem Tod preisgegeben sind, nur weil sie einer bestimmten Rasse angehören. Dass damit nur die Juden gemeint sein konnten, verstanden die neutralen Staaten und vor allem die Nazis selbst. Nur die Autoren um Hochhuth wollten das nicht verstehen. Das Werk „Der Stellvertreter“ von Hochhuth basiert auf einer Kunstfigur, auf der Fiktion eines Pater Riccardo. Die historische Realität dagegen basierte auf päpstlichen Helfern wie P. Pankratius Pfeiffer, die unermüdlich tätig waren, um zu retten. Die Wirkung des verleum-

Was das Engagement für die verfolgten Juden anbetrifft, so muss doch noch mal ganz klar festgehalten werden, dass die Katholiken selbst in höchstem Maße von den Nazis bedrängt wurden. Ich habe doch in meinem Buch all die Maßnahmen und Verfolgungswellen gegen Gläubige und gegen Priester und Ordenleute aufgeführt: Über 2 500 katholische Geistliche waren in Konzentrationslagern und davon wurden über 1000 umgebracht.

7 Hätte die katholische Kirche nach dem Krieg ein Schulbekenntnis ablegen sollen, so wie es die evangelische getan hat?

Haben Sie das Stuttgarter Schulbekenntnis einmal gelesen? Da wird das Verbrechen an den Juden, das wir Shoah nennen, mit keinem einzigen Wort erwähnt!

Das Schulbekenntnis der Evangelischen Kirche Deutschlands vom Oktober 1945 steht in einem zeithistorischen Kontext, der zum Verständnis dieses Textes genauso wichtig ist, wie die Tatsache, dass seine Verfasser durchweg aus der Bekenntnenden Kirche stammten. Damit will ich sagen, dass dieses Bekenntnis vor allem für die Zukunft und Binnenwirkung der neu gegründeten EKD bedeutsam war. Darüber hinaus weise ich ausdrücklich darauf hin, dass das Stutt-

garter Schulbekenntnis innerhalb der EKD sehr umstritten war.

Bemerkenswert ist, dass Papst Johannes Paul II. mit dem Dokument „Wir erinnern: Eine Reflexion über die Shoah“ aus dem Jahre 1998 ausdrücklich gewollt hat, „dass die Erinnerung ihren unerlässlichen Teil zum Aufbau einer Zukunft beiträgt, in der die unsagbare Schandtat der Shoah niemals mehr möglich sein wird.“ Das ist die zentrale Aussage: Dass so etwas nie wieder möglich sein wird. Das sollte unser Bemühen heute ausmachen!

Wir danken für das Interview, das Interview führte Dr. Andreas Laska □

derischen Theaterstücks beruhte auf sowjetrussischer Propaganda und auf traditionellen antirömischen Affekten in Deutschland. Die Geschichte kennt kein zweites Beispiel, dass das Wirken einer so integren und hilfsbereiten Persönlichkeit wie Pius XII. literarisch und propagandistisch ins Gegenteil verkehrt wurde. Mit Mitteln der Propaganda lassen sich die Sinne vieler Menschen verwirren. Wer das Theater und die Massenmedien beherrscht, beherrscht auch bald das Denken der Menschen und vor allem die Gestaltung der Schulbücher.

Der Eintritt zur Ausstellung ist frei, täglich von 10 bis 18:00 Uhr. Eine wertvolle Ergänzung dieser Ausstellung ist eine wissenschaftliche Vortragsreihe. Die Texte dieser Vorträge von Dr. Karl Josef Hummel, Prof. Dr. Walter Brandmüller, Prof. Dr. Franz Xaver Bischof („Pius XII. und die Moderne“), Prof. Dr. Thomas Brechenmacher („Pius XII. und die Juden“), Prof. Dr. Heinz Hürten („Pius XII. und Kardinal Faulhaber“) und Prof. Dr. Hans Maier („Pius XII. und die Nachwelt“) werden im Verlag Schnell & Steiner, Regensburg, erscheinen. Dort ist auch der Ausstellungskatalog zum Preis von 24,90 Euro erschienen. ISBN 978-3-7954-2197-7). *Eduard Werner*

Irreführende Vorwürfe in der Fernsehsendung vom 26.03.2009 in der ARD

Im Geheimarchiv des Papstes würden Millionen geheimer Dokumente liegen, „die wir nicht sehen dürfen.“ Das ist falsch. Papst Paul VI. hat bereits in den Jahren 1966-1981 die wichtigsten Dokumente aus der Nazi-Zeit veröffentlichen lassen. Das sind zwölf Bände „Actes et documents du Saint Siège relatives à la Seconde Guerre Mondiale“. Papst Benedikt XVI. hat das Personal im vatikanischen Archivdienst verstärkt, um die restlichen Akten noch schneller archivarisches aufbereiten und zugänglich machen zu lassen.

Ein zweiter Vorwurf lautete, dass die katholische Zentrums- partei Hitler mit der Zustimmung zum Ermächtigungsgesetz am 24.03.1933 zur absoluten Macht verholfen habe. Das ist falsch, denn die absolute Macht hatte Hitler bereits mit der Reichstagsbrandverordnung vom 28. Februar 1933 erlangt. Bereits mit dieser Verordnung konnte Hitler missliebige Parteien verbieten und missliebige Personen verhaften.

Das Reichskonkordat sei für Hitler ein enormer außenpoli-

tischer Erfolg gewesen. Das soll den Anschein erwecken, als sei es der erste internationale Vertrag mit Hitler gewesen. Das ist falsch. Verträge Hitlers mit Großbritannien, mit Frankreich und mit Italien sind zeitlich vorausgegangen. Angesichts der herausziehenden Gefahren musste der Vatikan das angebotene Konkordat annehmen, um die gefährdeten Priester rechtlich abzusichern.

Um die Kirche in die Nähe der Nazis zu rücken, wurden zwei Geistliche gezeigt. Der eine ist ein evangelischer, der andere der ehemalige Abt Schachleiter, der wegen seiner Nähe zu den Nazis von Kardinal Faulhaber suspendiert worden war. Welch ein kläglicher „Beweis“.

Der Papst sei jahrelang neutral geblieben. Das ist falsch. Die Lateranverträge verpflichteten den Papst zwar offiziell zur Neutralität. Trotzdem verhandelte Papst Pius XII. im Auftrag der deutschen Militäropposition mit Großbritannien. Das war nicht neutral.

Prof. Dr. Konrad Löw

Rituale einer hilflosen säkularen Gesellschaft

Die Bluttat von Winnenden mit der Ermordung von 16 Menschen war nicht die erste dieser Art. Sie wird nicht die letzte sein. Diese Gesellschaft zeigt, dass sie in Wirklichkeit nicht lernfähig ist und nichts ändern will. Sie ist nicht einmal bereit, die Frage nach der eigentlichen Ursache dieser menschlichen Katastrophe zu stellen.

Das Ablaufrituell ist bekannt und immer dasselbe:

- Aufschrei und Empörung: Dicke Überschriften auf den Titelseiten der Zeitungen. Das Fernsehen ändert das übliche Programm. Die Nachrichten überschlagen sich.

- Allgemeine Betroffenheit: Menschen auf der Straße werden interviewt und geben Hilfloses von sich. Hochrangige Politiker zeigen vor Ort ihr Mitgefühl. Am Tatort baut sich ein Blumenmeer mit Kerzen auf. Dazwischen Poster mit der Aufschrift „WARUM“.

- Scheinbare Suche nach den Motiven und populistische Forderungen: War der Täter ein Waffennarr? Einer, der Gewaltvideos in sich eingezogen hat? War er ein isolierter, ausgegrenzter Außenseiter? Es kommt eine Inflation von Forderungen: Verschärfung der Waffengesetze, bessere Aufbewahrung von Waffen bis hin zur Frage, ob die Tätigkeit eines Schützenvereins überhaupt als harmloser Sport zu werten sei. Kei-

Auf dem Prüfstand

nesfalls fehlt die Forderung nach mehr Schulpsychologen und besser ausgerüsteten Polizisten.

- Phase der Beschwichtigung: Solche Taten könnten nie ganz verhindert werden. Man könne schließlich Schulen nicht in Hochsicherheitstrakte verwandeln. Die Gesellschaft werde immer mit geistesgestörten Gewalttätern leben müssen. Leitartikel mit klugen Kommentaren eröffnen den Wiedereinstieg in den „normalen“ Alltag und thematisieren: „Das größte Rätsel ist der Mensch“ (Augsburger Allgemeine Zeitung 13. März 2009).

Die säkulare Gesellschaft schafft ihre eigenen Rituale. Die fortgeschrittene Säkularisierung zeigt sich auch darin, dass in diesem Stimmengewirr und Mediengerassel das Wort „Gott“ nicht vorkommt, obwohl hier der Schlüssel zur Problemlösung zu finden wäre. Man klagt Gott nicht einmal mehr an. Das hieße ja, dass es ihn gibt und dass er mit den Vor-

kommissen dieser Welt etwas zu tun hat. Die Kernfrage ist: Was ist der Mensch und sein Verhältnis zu Gott? Der Mensch ist ein Mängelwesen. Erziehung und Gesetze sind notwendig. Aber sie können diese Mängel nicht gänzlich beseitigen. Die Kirche kennt den wahren Zustand des Menschen. Er hat mit der Erbsünde zu tun. Papst Benedikt XVI. sagte am 26. Februar 2009 Erhellendes über den Menschen in seiner Antwort auf Fragen der Pfarrer von Rom. Er fragt zunächst: „Gibt es wirklich die Erbsünde?“ Und weiter: „Wenn es sie nicht gäbe, könnten wir an die aufgeklärte Vernunft mit Argumenten, die jedem zugänglich und unwiderlegbar sind, und an den guten Willen, der in jedem vorhanden wäre, appellieren. So kämen wir weiter und könnten die Menschheit reformieren. Aber es ist nicht so. Die Vernunft, auch die unsrige, ist verdunkelt, wie wir jeden Tag feststellen können, da der Egoismus, die Wurzel der Habsucht und der Selbstliebe existiert und auch der Wille zum Bösen geneigt ist. Ohne das Licht des Glaubens, das in die Finsternis der Erbsünde eintritt, kann die Vernunft nicht herauskommen“.

Wenn wir nicht bereit sind, die wahre Natur des Menschen, die der Glaube enträtselt, anzunehmen und zu unserer eigentlichen Bestimmung zurückzukehren, nämlich zu Gott und seinen Geboten, die sich als Schutzgebote für Menschen erweisen, sind wir nicht zu retten. Das fünfte Gebot lautet: „Du sollst nicht morden!“

Hubert Gindert

Neues Nachrichtenportal

Kathnews ist ein neues katholisches Nachrichtenportal, das es sich zur Aufgabe gesetzt hat, seriös und aktuell über Geschehnisse in der römisch-katholischen Kirche zu berichten und gesellschaftliche und politische Ereignisse aus einem katholischen und traditionsbewussten Blickwinkel zu betrachten. Die redaktionelle Arbeit geschieht durch aktuelle Berichterstattung sowie durch investigative Hintergrundberichte und Interviews. Die Berichterstattung orientiert sich am kirchlichen Lehramt. Als katholisches Internetprojekt wissen wir uns der Treue zum

Nachfolger Petri verpflichtet und bekunden unsere vollste Loyalität und enge Verbundenheit gegenüber der kirchlichen Tradition und Papst Benedikt XVI., dem Stellvertreter Jesu Christi. Die Redaktion stellt ihre Arbeit unter den besonderen Schutz der allerseligsten Jungfrau und Gottesmutter Maria sowie des heiligen Pater Pio. Kathnews.de wird getragen durch den „Förderverein Kathnews e.V.“ und finanziert sich ausschließlich durch Ihre Spenden. Alle Mitglieder unserer Redaktion arbeiten ehrenamtlich und verstehen ihre journalistische Tätigkeit als Teil ihres Apostolats für die Kirche. Monat für Monat fallen jedoch für die Bereitstellung der Seite und die

Arbeit des Vereins hohe Kosten an, die es zu decken gilt. Der „Förderverein Kathnews e.V.“ bittet daher um Ihre Unterstützung: helfen Sie uns, die Arbeit des katholischen Onlinemagazins Kathnews.de auch weiterhin zu gewährleisten!

Durch Ihre Spende tragen Sie maßgeblich zum weiteren Gelingen unseres Apostolats bei! Unterstützen Sie uns jetzt mit Ihrer Spende! Vergelt's Gott!

Förderverein Kathnews e.V.
Kontonummer: 180164139
Bankleitzahl: 570 510 01
Kreissparkasse Westerwald

Für Leben und Würde des Menschen

Eine Petition „Für das Leben und die Würde des Menschen“ richtet die Stiftung „Ja zur Familie“ an die Präsidenten des Europäischen Parlamentes der Europäischen Kommission und des Ministerrates der EU sowie an die Generalsekretäre der UNO und des Europarates; sie verschickt und sammelt dazu entsprechende Unterschriftenlisten bis zum 1. Juli 2009 (Stiftung Ja zum Leben“, Haus Laer, D-59872 Meschede). Mit der Petition werden folgende Forderungen gestellt:

Wir fordern

➤ dass Initiativen ergriffen werden, um festzustellen, dass das Recht auf Leben eines jeden Menschen, wie es in der „Charta der Grundrechte der Europäischen Union“ (Art.2), im künftigen EU-Vertrag, in der „Europäischen Konvention zum Schutz der Menschenrechte und Grundfreiheiten“ (Art.2) und in der „Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte“ der Vereinten Nationen (Art.3) verankert ist, von der Zeugung bis zum natürlichen Tod gilt;

➤ dass jede Entschließung, Empfehlung, Regelung, Entscheidung oder Richtlinie der Institutionen der Europäischen Union, des Europarates und der Vereinten Nationen, die das Recht auf Leben und die Familie mittelbar oder unmittelbar betreffen, diesem Prinzip entsprechen;

➤ das sofortige Ende der finanziellen Förderung der verbrauchenden Embryonenforschung an menschlichen Embryonen, wie es zum Beispiel das 7. Forschungsrahmenprogramm der Europäischen Union vorsieht;

➤ eine grundsätzliche Entscheidung, als Familie nur jene anzuerkennen, die auf der Ehe zwischen einem Mann und einer Frau aufbaut und denen als Vater und Mutter primär das Recht und die Pflicht zustehen, über die Erziehung ihrer Kinder zu entscheiden.

Ein Psychotherapeut zum Zölibat

Der Zölibat ist eine Chance für ein geistlich aufregendes Leben voll geistiger Fruchtbarkeit – Zu diesem Schluss kommt Manfred Lütz, Theologe, Facharzt für Nervenheilkunde, Psychiatrie und Psychotherapie, Chefarzt des Alexianer-Krankenhauses in Köln-Porz und Autor mehrerer Bestseller, in einem Beitrag für die deutschsprachige Wochenausgabe des „Osservatore Romano“ („Kein Lippenbekenntnis, sondern

Zeit im Spektrum

Lebensbekenntnis“, Nr.15/16, 10. April 2009, S. 6 ff). Lütz geht insbesondere auch auf „abwegige, laienhafte psychologische Argumente gegen den Zölibat“ ein. Hier einige Stellen als Hinweis auf den Inhalt.

(...) So hörte man von weniger erleuchteten Zeitgenossen, auf Sexualität zu „verzichten“, sei doch nicht natürlich. Im Grunde ist das ein klassisches „Macho-Argument“: Wenn der Trieb kommt, dann „muss“ ein anständiger Mann eine Frau haben. Recht besehen, gilt nämlich umgekehrt: Wer nicht auf Sexualität verzichten kann, ist nicht ehefähig. Die ernste Debatte über Vergewaltigung in der Ehe, die in vielen Ländern von feministischer Seite angestoßen worden ist, macht deutlich, dass menschliche Sexualität keineswegs wie ein Dampfdruckkessel betrachtet werden darf, bei dem einfach mit Hilfe einer Frau sexueller Dampf abgelassen werden kann. Solche unreifen und menschenverachtenden Missverständnisse der Sexualität, die die Frau nur noch als Objekt der eigenen Triebbefriedigung zu sehen vermögen, spielen bei der Zölibatskritik eine große Rolle. Erwachsene Sexualität ist nie bloß urwüchsig „natürlich“. Die Natur des Menschen ist immer schon human kultiviert. In einer reifen Ehe achten die Partner auch auf die Bedürfnisse des anderen. Es gibt unterschiedliche Gründe, warum zeitweilig oder dauerhaft auch in einer Ehe das Ausleben genitaler Sexualität nicht möglich ist (...)

Aus meiner therapeutischen Erfahrung kann ich nur bestätigen, dass das Vertrocknen des geistlichen Lebens oft der „Zölibatskrise“ vorangeht. Wenn ein Priester nicht mehr regelmäßig betet, wenn er selbst nicht mehr beichtet, wenn er also keine vitale Beziehung zu Gott mehr hat, dann ist er als Priester nicht mehr fruchtbar. Denn die Menschen merken, dass von diesem Mann

Gottes keine Kraft des Geistes Gottes mehr ausgeht. Das zu merken führt allein schon beim betroffenen Priester zu Frustration und Unzufriedenheit mit dem Priesterberuf. (...)

Dass evangelische Pastoren in Deutschland die höchste Scheidungsrate aufweisen, hat gewiss damit zu tun, dass intensive Seelsorge und Ehe schwer zu vereinbaren sind. Aber diese durch den Zölibat gewonnene Freiheit für die Menschen muss der Priester dann auch nutzen. Ein Zölibat bloß für den Schreibtisch oder ein Funktionärsleben ist schwer lebbar. Ein eifriger Seelsorger hat sogar mehr Lebenserfahrung als mancher Verheiratete. Es stimmt nicht, was man manchmal hören kann, dass ein verheirateter Seelsorger Eheleute besser begleiten könne. (...)

Um die „lebendige Mitte der Liturgie“

Im „Forum Katholische Theologie“ stellt Prof. Dr. Manfred Hauke den 1989 verstorbenen Liturgiewissenschaftler Msgr. Dr. Klaus Gamber als möglichen „Vater einer neuen liturgischen Bewegung“ vor, freilich einer, der es – so Kard. Josef Ratzinger 1989 – „nicht um das Machen von Texten, um das Erfinden von Aktionen und von Formen ging, sondern um die Wiederentdeckung der lebendigen Mitte, um das Eindringen in das innere Gewebe der Liturgie zu neuem, von innen her geformtem Vollzug“ (Forum Kath. Theologie 1/2009, S.1 ff). Prof. Hauke kommt zu dem Schluss:

Möge das umfangreiche Werk Klaus Gammers dazu beitragen, dass sich immer stärker eine „neue liturgische Bewegung“ entwickle. Der Regensburger Theologe hat zweifellos seine Grenzen. Sie zeigen sich in manchen Nuancen der liturgischen wissenschaftlichen Forschung und in einer Ekklesiologie, die allzustark am ersten Jahrtausend Maß nimmt und die Bedeutung der neueren Entwicklung unterschätzt (...) Der Blick auf die frühe Kirche und die östliche Überlieferung können freilich dazu beitragen, auf kluge Weise die „ordentliche“ Form des römischen Ritus zu bereichern und so dessen „organische“ Weiterentwicklung zu fördern. Für eine solche „Reform der Reform“ ist die bleibende Gegenwart und Pflege der klassischen Form der römischen Liturgie eine unverzichtbare Hilfe. Klaus Gamber hat dafür, jenseits von Traditionalismus und Progressismus, wichtige Maßstäbe gesetzt. Ein kritisches Gespräch mit seinen Vorschlägen lohnt sich. Dadurch könnte er sich tatsächlich als „Vater“ einer „neuen liturgischen Bewegung“ erweisen.

Leo Scheffczyk: Katholische Glaubenswelt – Wahrheit und Gestalt; mit einem Interview mit Papst Benedikt XVI., Ferdinand Schöningh, 2008, 292 S. ISBN 978-3-506-76563-5

Das Werk von Leo Scheffczyk, erschienen 2008 bei Ferdinand Schöningh in dritter Auflage, erweitert mit einem kurzen Interview mit Papst Benedikt XVI. und einem biographisch-theologischem Portrait von Johannes Nebel FSO, des Leiters des Leo-Scheffczyk-Zentrums in Bregenz. Das Werk verdiente die Neuauflage, weil eine Besinnung auf die Grundzüge des Katholischen heute noch mehr als im Erscheinungsjahr 1978 nottut, da nicht nur in der Theologie, sondern auch im unreflektierten Glaubensgespür des Katholiken ein vager Christianismus und ein konturenloser Pluralismus die Identität des Katholischen zu vernebeln droht. Letztlich fördert diese Besinnung das ökumenische Bemühen der Zeit, denn das Ökumenismusdekret des Zweiten Vatikanums wünscht, dass der katholische Glaube „tiefer und richtiger ausgedrückt“ werde, um von den getrennten Brüdern wirklich verstanden werden zu können. Wie soll dieses Bemühen weiterführen, wenn Katholiken nicht mehr um das Katholische wissen, genauso wenig, so Kardinal Scheffczyk, wie evangelische Christen wissen, was evangelisch ist?

Das Katholische sieht Scheffczyk bestimmt durch die Zuordnung eines



gegensätzlich Gespannten in einem Ganzen, im Et-Et, gegenüber der einseitigen Setzung eines Einzelnen im Entweder-Oder. So umfasst das Katholische geistig alle Wirklichkeitsbereiche wie Welt und Gott, Schöpfung und Erlösung, Natur und Gnade, Werke und Glaube, Leben und Dogma, Individuum und Gemeinschaft, Wissen und Glauben. In diesem erhebt das Katholische den Anspruch der Fülle und der Totalität. Dieser gründet in der Inkarnation, in der Gestalt des Gott-Menschen, in der sich die Realität des Göttlichen (Trinität) und des Geschöpflich-Menschlichen verbindet.

Aus dieser gott-menschlichen Konstitution Christi als der Realität des Göttlichen in der Wirklichkeit des Menschen entspringt der Heils-Realismus, der im menschlichen Wort Gültiges vom Geheimnis Gottes im Dogma aussagt oder in den Sakramenten der Kirche das Fortwirken Christ unter materiellen Zeichen „wirklichkeitserfüllt“ vergegenwärtigt. Auch der Kirche als Universalsakrament (Leib Christi) eignet eine sakramentale Struktur. In diesem inkarnatorischen Rahmen nennt Scheffczyk Maria „Exponent des Katholischen“.

Zuletzt bespricht Scheffczyk „Lebens-elemente des Katholischen“: Natur und Gnade, die „Kirchlichkeit“ katholischer Glaubenshaltung, Aktion und Kontemplation.

Als Resümee werde „die Aussichten des Katholischen“ behandelt. Scheffczyk sieht die Entwicklung sehr kritisch und auch etwas pessimistisch. Er spricht vom Erosionsprozess des Katholischen in Lehrglauben und Bekenntnis. Die Kirche verhält sich konformistisch zur Welt und nicht als Sauerteig.

Wenn sie sich aber anpasst, erübrigt sie sich. „Auch am Widerstand kann sich Leben und Wahrheit entzünden, nicht aber an einem gestaltlosen Konformismus.“ Der Widerstand könnte zum „letztmöglichen Zeugnis“ führen, zum Martyrium.

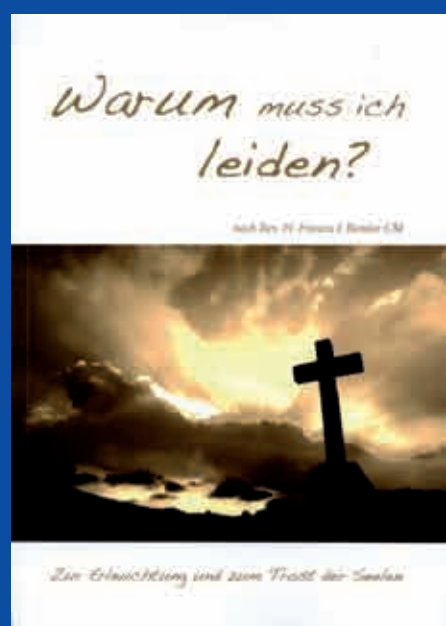
Scheffczyks Werk verdient die Mühe der Lektüre; es hilft in Hinblick auf Lehre und Leben zu einer Standortbestimmung in der unsicheren Zeit.

Anton Ziegenaus

Paul Karl: Warum muss ich leiden? Zur Erleuchtung und zum Trost der Seelen. 104 Seiten, bestellung@karl-verlagsservice.de, Fax 0049 (0) 9452 9336917, Euro 9,00, ISBN 978-3-00-027011-6

Der nordamerikanische Lazaristenpater Francis J. Remler CM schrieb 1935 das Büchlein „Warum muss ich leiden?“ Nun haben es Paul und Christine Karl ins Deutsche übersetzt und überarbeitet. Zu Recht weisen sie ausführlich daraufhin, dass Leiden nicht ohne Sünde und Schuld betrachtet werden kann. Dabei geht es nach Meinung der Autoren nicht nur um eigene Schuld, sondern auch um ererbte Schuld und sogar um eine Art kollektive Schuld, die milieubedingt oder national sein kann. Dass Fehler der Vorfahren und auch Fehler der Gesellschaft für den Einzelnen bedrückende Folgen haben können, ist kaum zu bezweifeln. Trost bieten kann die Annahme des Leids unter dem Sühnegedanken. So schwer dem Menschen dieser Weg zunächst fallen mag, wird er sich zu der Erkenntnis durchringen, dass er sonst kaum eine Alternative finden wird. Wofür auf der Erde nicht Sühne und Genugtuung geleistet wird, muss im späteren Leben gebüßt werden. In der Sühnehaltung kann ein Zugang zum österlichen Exsultet, zum Ausruf „O glückliche Schuld“ gefunden werden. Empfehlenswert.

Eduard Werner



Wir bitten um Spenden für den

DER
FELS

Katholisches Wort in die Zeit

www.der-fels.de

17. Theologische Sommerakademie in Augsburg

3.6.2009 - 6.6.2009, Haus St. Ulrich, Kappelberg 1, Augsburg; Thema: Irregeleiteter Fortschritt, Im Schnittpunkt zwischen Emanzipation und christlichem Glauben; Pontifikalamt 03.06.2009, 17.00 Uhr: mit S. Exz. Bischof Dr. Walter Mixa; Referenten: Dr. Peter H. Görg, Prof. Dr. Joachim Piegsa, Dr. Peter Düren, Prof. DDr. Anton Ziegenaus, Dr. Roland Graf, Dr. Wilfried Schulz, Sr. Anneliese Meder O.D.V.v.P.; Anmeldung: 08191-22687

Anschriften der Autoren dieses Heftes

- für Interview Michael F. Feldkamp: Mediengruppe Sankt Ulrich Verlag Hafnerberg 2, 86152 Augsburg
- Martin Kastler
Abgeordnetenbüro Schwabach
Penzendorfer Str. 15,
91126 Schwabach
- Martine Liminski
Neckarstr. 13, 53757 St. Augustin
- Pater Axel Maußen FSSP
Haus St. Michael
Kapellenweg 5, 88145 Opfenbach
- Domkapitular Prälat Dr. Bertram Meier
Kustosgäßchen 5a, 86152 Augsburg
- Bernd Posselt MdEP
Dachauerstr. 17, 80335 München

Veranstaltungen der Initiativkreise – Aktionsgemeinschaften:

München: 17.06.2009, Rhaetenhaus, Dr. Eduard Werner: Fritz Michael Gerlich – Märtyrer der Pressefreiheit; Hinweise: 089-605732

Limburg: 16.05.2009, 15.30 Uhr, Gemeindehaus St. Marien, Bad Homburg, Dorotheenstr. 19, Gabriele Kuby: Die Gender Revolution, Der Angriff auf die Familie durch eine neue Ideologie; zuvor 18.00 Uhr, feierl. Vesper in der Pfarrkirche; Hinweise: 06172-72181

Mainz: 23.05.2009, 15.45 Uhr, Haus am dom, Liebfrauenplatz, Prof. Dr. Karl Philibert: Gott ist dreifaltig einer; anschl. 18.15 Uhr, hl. Messe; Hinweise: 06725-4556

Trier: 14.06.2009, 15.00 Uhr, Missionshaus der Weißen Väter, Trier, Dietrichstr. 30, Pfr. Ralph Hiebert: „Freiheit und Gehorsam – ein Gegensatz?“; zuvor: 14.30 Uhr euchar. Andacht in der Kirche der Weißen Väter; Hinweise: 06831-41816

Messfeiern nach dem Motu Proprio „Summorum Pontificum“
siehe Heft 1/2009, S. 29

Sühnenacht Sühneanbetung

Leuterod/Ötzingen: 25.05.2009, Maria-Hilf-Kirche, Sühnegeb.std. Euch.feier, Predigt, Beichte u. euchar. Anbet. von 18.00 - 22.00 Uhr m. Pfr. R. Lambert; monatl. Treffen der Mitglieder des Marian. Segenskreises; Hinweise: 02602-7272

Nächtliche Anbetung in Oberhaid: 09./10.05.2009, 19.30 Uhr, Anbetung, Beichtgel., 21.00 Uhr, hl. Amt zu Ehren der Mutter Gottes, 24.00 Uhr. Lat. Choralamt, Ende ca 2.00 Uhr

Wietmarschen: 02.05.2009, 15.30 Uhr Ro.kr.andacht i. St. Matthiasstift, anschl. hl. Messe in der Wallfahrtskirche; Hinweise: 05921-15291

Gebetsmeinung des Hl. Vaters im Mai 2009



1. dass sich das Volk Gottes für die Förderung von Priester- und Ordensberufen verantwortlich fühlt.

2. dass sich die jungen Kirchen an dem universalen Missionsauftrag des Evangeliums beteiligen.

DER FELS - Katholische Monatsschrift. Gegründet 1970 von Pater Gerhard Hermes SAC

Verlag: Der Fels-Verein e.V.

Herausgeber: Der Fels-Verein e.V.

Verantwortlicher Redakteur: Prof. Dr. Hubert Gindert

Redaktion: Eichendorffstr. 17, D-86916 Kaufering, Tel.: 08191/966744, Fax: 08191/966743, e-mail: Redaktion: Hubert.Gindert@der-fels.de Bestellung: Renate.Gindert@der-fels.de

Verlagsleitung: ebendort, Grafik und Layout: Renate Gindert, Bernau;

Druck: Mayer & Söhne, Druck und Mediengruppe GmbH, 86551 Aichach

DER FELS erscheint monatlich im Umfang von 32 Seiten.

Bestellung: An den Fels-Verein e.V., Postfach 1116, D-86912 Kaufering

Einzahlung Deutschland: Konto Fels e.V.;

Landsberg-Ammersee Bank eG, KontoNr.: 514 75 22, BLZ: 700 916 00;

Postbank München, KontoNr.: 903 166 809, BLZ 700 100 80

Österreich: Bestellungen wie oben, Landeshypothekenbank Salzburg, Fels e.V.,

Konto Nr.: 2 493 378, BLZ: 55 000;

Schweiz: Bestellungen wie oben, Post Finance, Der Fels e.V.,

Konto Nr.: 60-377132-6, (Ausland) IBAN: CH80 0900 0000 6037 7132 6; BIC: POFICHBEXXX

Für übrige EU-Länder: Wer Spenden auf unser Konto überweisen möchte, kann dies zu Inlandsgebühren erledigen, wenn er bei der Überweisung anstelle der Kontonummer die IBAN (=Internationale Kontonummer) DE 46 7009 1600 0005 1475 22 und anstelle der Bankleitzahl die BIC (Identifikation des Kreditinstitutes) GENODEF1DSS angibt.

Pfarrer Naber und sein Freundeskreis

Das Schicksal legte Pfarrer Josef Naber zwei außergewöhnliche Belastungen auf. Das waren die nationalsozialistische Diktatur und fast gleichzeitig die weltweit beachtete Stigmatisierung der Resl Neumann in seiner Pfarrei Konnersreuth. Pfarrer Naber hat beide Belastungen mit Bravour gemeistert.

Josef Naber ist 1870 in sehr ärmlichen Verhältnissen im Dorf Neukirchen-Balbini in der Oberpfalz geboren. Der kleine Bub wollte schon sehr früh Priester werden. Das Gymnasium und das anschließende Theologiestudium in Regensburg absolvierte er ohne Schwierigkeiten, so dass er 1895 zum Priester geweiht werden konnte. 1909 wurde er Pfarrer in Konnersreuth. Das war damals ein ruhiger Marktflecken. Als jedoch 1926 die Nachricht von den außergewöhnlichen Vorgängen um Therese Neumann um die Welt ging, kamen Journalisten, Ärzte, Professoren und viele Interessierte aus aller Welt nach Konnersreuth. Sie alle wollten die Stigmatisierte sehen und über sie berichten. Die meisten Kontakte liefen naturgemäß über Pfarrer Naber. Er hatte plötzlich die Aufgabe, die Resl seelsorgerlich zu betreuen, ehrlich Interessierte vorzulassen und Sensationshungrige abzuweisen. Das war neben seiner normalen Arbeit eine riesige Belastung. Unter den vielen Journalisten war auch Dr. Fritz Gerlich, der Chefredakteur der „Münchener Neuesten Nachrichten“. Dieser wollte den von ihm vermuteten „Schwindel um die Neumann Resl rasch aufdecken.“ Doch es kam anders. Gerlich war schon nach wenigen Tagen von der Echtheit der Stigmatisierung überzeugt und wurde



ein Freund der Neumann Resl, des Pfarrers sowie der Eichstätter Professoren Wutz, Lechner und des Domkapitulars Kraus.

Fritz Gerlich wurde katholisch und schrieb bald scharfe Kommentare gegen Hitler. 1934 wurde er im KZ Dachau erschossen. Ein weiterer Freund von Pfarrer Naber und der Resl war Pater Ingbert Naab. Er schrieb 1932 das millionenfach gedruckte Flugblatt „Herr Hitler, wer hat Sie denn gewählt?“ Pater Naab konnte unmittelbar vor seiner Verhaftung flüchten. Zum Konnersreuther-Eichstätter Freundeskreis um Pfarrer Naber gehörten auch einige Eichstätter Familien und die Äbtissin von St. Walburgis in Eichstätt.

Pfarrer Naber war zwar an der Abfassung und Verbreitung von Flugschriften nicht direkt beteiligt. Er hat jedoch zusammen mit der Resl an Besprechungen teilgenommen und seine Freunde in ihrer Geisteshaltung bestärkt und ihr Wirken mit Gebeten

begleitet. Es ging dabei immer um eine Zurückweisung des verfälschten germanisierten „Christentums“ und um die Zurückweisung unflätiger Angriffe des Propagandaministers Goebbels gegen die Kirche. Auf das päpstliche Weltrundschreiben „Mit brennender Sorge“ vom 21. März 1937 antwortete Goebbels im Mai mit einer Hetzrede in Berlin gegen die Kirche und vor allem gegen die Priester und Mönche. In Eichstätt beriet daraufhin der Freundeskreis Gegenmaßnahmen. Man verfasste das anonyme Flugblatt des „Michael Germanikus“ und verbreitete es in 100 000 Exemplaren. Darin wurden u.a. auch die Richter gewarnt, sich von der Nazi-Partei missbrauchen zu lassen. In Konnersreuth selbst arbeiteten eine Lehrerin und die Polizeistation gegen den Pfarrer und gegen die Familie Neumann. Hausdurchsuchungen, Überwachung und das Verbot, die Schule zu betreten, waren harte Schläge für den Pfarrer. Aber den Plan, das Kreuz aus der Schule zu entfernen, konnte Naber mit Unterstützung der Bevölkerung verhindern. Es stellt sich die Frage, warum die Geheime Staatspolizei nicht härter gegen die Stigmatisierte und gegen Pfarrer Naber vorgegangen ist. Augustin Niedermeier, der Biograph Nabers, hat Anhaltspunkte dafür, dass Hitler eine große Scheu vor der stigmatisierten Resl hatte und deshalb Weisung gegeben hatte, dieser „nichts anzutun“. Josef Naber überlebte Hitler um 22 Jahre. Er starb erst 1967. Seine Beharrlichkeit als Pfarrer und seine tiefe Frömmigkeit kennzeichneten sein langes Priesterleben.

Eduard Werner